



Jahresheft 1960

Memminger Geschichts=Blätter

Zwanglos erscheinende Mitteilungen der Heimatpflege
Memmingen · Verlag der Heimatpflege Memmingen

INHALT

DR. TILMANN BREUER, München
Beiträge zum Werk des Ottobeurer Meisters Franz
Anton Erler.

KLAUS FREIHERR VON ANDRIAN-WERBURG, München
Konrad von Amberg, ein Baumeister der Memminger
St. Martinskirche.
I. Archivalische Belege.

DR. HILDE MIEDEL, Memmingen
II. Überlieferung und Baubefund.

ADALBERT MISCHLEWSKI, Hinterstein (Allgäu)
Memminger Kaufleute im mittelalterlichen Freiburg im
Uchtland (Schweiz).

ALBERT BUCK, Halle (Westfalen)
Saat und Ernte in Lauben (Günztal).

Vorgeschichtsfunde im Landkreis Memmingen.

(RAINER CHRISTLEIN, J. GARBSCH, KARL SCHNIERINGER,
HERMANN JOSEF SEITZ, NORBERT WALKE)

Aus Arbeiten zur Geschichte von Stadt und Landschaft:

HERMANN ERHARD, Dickenreishausen
Schriften zur Kirchen- und Rechtsgeschichte, hrsg. von
Ekkehart Fabian.

DR. habil. WOLFGANG ZORN, München
Klaus Freiherr von Andrian-Werburg, Die Urbare der
Herrschaft Kronburg 1529—1651.

Sechs Abbildungen auf einer Kunstdruckbeilage und drei Textbilder.

Beiträge zum Werk des Ottobeurer Malers Franz Anton Erler

Von Tilmann Breuer

Der Neubau der Klosteranlage in Irsee (Landkreis Kaufbeuren), im Vergleich mit anderen oberschwäbischen Klöstern von bescheidenen Ausmaßen, fand 1727/29 mit der Errichtung des Prälatenflügels seinen Abschluß¹. Die Ausführung wird Joseph Schmuzer zugeschrieben, der sich allerdings an die Konzeption Franz II. Beers gehalten haben wird, nach dessen Plänen wahrscheinlich der Konventbau bereits 1705/08 errichtet worden ist. Von den einst reich ausgestatteten Innenräumen des Klosters ist heute fast nur noch das Treppenhaus in seinem alten Glanz unverseht erhalten; dort nimmt ein großes Deckengemälde die gesamte Gewölbefläche ein (Abb. 1).

Im Deckengemälde des Irseer Treppenhauses ist, umgeben von zahlreichen allegorischen Figuren, eine Begebenheit aus der Legende des hl. Benedikt dargestellt. Über Scheinbalustraden, die die Längsseiten des Gemäldes begleiten, wölbt sich ein oblonger Baldachin, dessen Scheitel elliptisch geöffnet ist. Über der Öffnung erscheint der hl. Benedikt, verklärt die Welt in einer Kugel schauend; unmittelbar links unter ihm ist die hl. Scholastika zu erkennen. Die Balustraden schwingen jeweils in der Mitte als Balkone vor. Darüber sind an der Westseite, also in der Hauptachse des Gemäldes, die drei christlichen Kardinaltugenden zu sehen: Fides, Spes und die Liebe, hier als Amor Dei das flammende Herz zum Opfer bringend. Rechts unterhalb der Allegorie des Amor Dei fliegt der Erzengel Michael mit gezücktem Schwert herab. Vor der gegenüberliegenden Balustrade er-

scheint Chronos, in starker Untersicht gegeben. Die Schmalseiten zeigen Engel als Überwinder der Laster.

Die Darstellungsart des Treppenhausfreskos in Irsee ist zweifellos angeregt von dem Deckengemälde im westlichen Langhausjoch der Stadtpfarrkirche St. Jakob in Innsbruck, die Verehrung der Herrlichkeit Gottes darstellend, 1722/23 von Cosmas Damian Asam gemalt². Wahrscheinlich war aber dem Freskanten in Irsee auch die mittlere Langhauskuppel der Benediktinerkirche in Weingarten bekannt, in der Cosmas Damian Asam 1717ff. ebenfalls die Weltkugel-Vision des hl. Benedikt dargestellt hat³. Von den Qualitätsunterschieden zwischen dem Irseer Deckengemälde und den Fresken Asams abgesehen, soll hier schon auf einen kennzeichnenden Unterschied in der perspektivischen Wiedergabe der Baldachinkonstruktion hingewiesen werden: während bei Asam die Pfeilerkämpfer so projiziert sind, daß ihre Kanten spitzwinklig zueinander stehen — dadurch wird der rechtwinklige Pfeiler überzeugend zur Anschauung gebracht, — laufen in Irsee die entsprechenden Linien stumpfwinklig aufeinander zu. Es entsteht daher nicht jene Spannung zwischen der notwendig zentralisierenden Anlage solcher Deckenbilder und der Projektion konsequent rechtwinklig gedachter Architekturen, eine Spannung, die die Fresken Asams gerade so überzeugend macht.

Der Maler des Deckengemäldes in Irsee ist nicht bekannt. Die Zuschreibung an den zum Irseer Konvent gehörigen P. Magnus

Remy verbietet sich aus stilistischen Gründen⁴, ebenso eine Zuschreibung an Franz Xaver Bernhard⁵. Anklänge allgemeiner Art ließen an Jacopo Amigoni denken, jedoch reicht das Deckengemälde in Irsee nicht an die Qualität der Fresken des Venezianers heran⁶. Einen ersten Fingerzeig zur Bestimmung des Meisters liefert die Umbildung Asamscher Vorbilder hinsichtlich der Projektion von Scheinarchitekturen. Sie findet sich in gleicher Weise wieder im Chorfresko der Pfarrkirche von Ungerhausen (Landkreis Memmingen), das Franz Anton Erler 1734 gemalt hat⁷ (Abb. 2). Einmal auf Erlers Fresko in Ungerhausen verwiesen, lassen sich leicht weitere Vergleichspunkte aufzeigen. Im Gegensatz zu Asams Bildern ist in beiden Fresken die Scheinarchitektur reich mit Architekturplastik besetzt. Das Pult des lehrenden Christus in Ungerhausen sowie die Sockel der Baldachinstützen finden eine Entsprechung in den Brüstungen an den Schmalseiten des Deckengemäldes in Irsee. Auch zu anderen Werken Erlers lassen sich dann Beziehungen herstellen. So ist z. B. die Spes in Irsee der Immaculata im Treppenhaus bei der Benediktuskapelle in Ottobeuren, 1728 von Erler gemalt, geschwisterlich ähnlich; es sind die gleichen Formen, mit denen der Aufblick gegeben wird. Eine Einzelheit des Irseer Bildes verdient noch besondere Aufmerksamkeit: auf der Südseite greift das Deckengemälde in die stuckierte Hohlkehle über; dort fällt ganz links ein etwa vierzigjähriger Mann in Zeittracht auf, der den Beschauer fixiert; vielleicht handelt es sich um ein Selbstporträt des Malers⁸.

Im Prälatenbau von Irsee haben sich nur noch wenige weitere Fresken erhalten. Das Deckengemälde in einem Zimmer des Erdgeschosses — das Christkind erscheint dem hl. Antonius — ist stilistisch vom Treppenhausbild kaum zu trennen; freilich fehlt hier der architektonische Rahmen, aber Figuren- und Gewandbildung ist dieselbe. Wir zögern nicht, auch dieses Bild Franz Anton Erler zuzuschreiben. — An der Hohlkehle einer Zimmerdecke im ersten Obergeschoß desselben Baues finden sich kleine Bilder in Stuckrahmung, die vier Jahreszeiten. Das Dekorationssystem entspricht einigen Beispielen in Ottobeuren, für die als Maler Franz Anton Erler überliefert ist — etwa bei den vier Tageszeiten im Vogelzimmer, leider nur in Resten erhalten, oder bei den nördlichen ehemaligen Galeriezimmern.

Die Bauzeit des Prälatenflügels in Irsee ist lediglich der terminus post für die Deckengemälde, als terminus ante ist Erlers Tod am 16. Februar 1745 gegeben. In Eglofs (Gemeinde Willofs, Landkreis Marktoberdorf) ist Franz Anton Erler um 1700 geboren; wahrscheinlich war er bei seinem Tod noch nicht fünfzig Jahre alt. 1720 finden wir ihn als Gesellen des Malers Arbogast I. Thalheimer in Ottobeuren; er dürfte damals schon einen zweijährigen Aufenthalt in Italien hinter sich gebracht haben. 1728 erhält er von Abt Rupert II. Neß, wenn auch widerwillig, seinen ersten größeren Auftrag: die Ausmalung der Kuppel des Treppenhauses bei der Benediktuskapelle im Kloster Ottobeuren. Immerhin hatte er sich inzwischen an dem Vorbild des ebenfalls in Ottobeuren tätigen Jacopo Amigoni so geschult⁹, daß er den Auftrag in befriedigender Weise ausführen konnte. In den folgenden Jahren finden wir ihn immer wieder in Ottobeuren beschäftigt; aber sein Ruf geht jetzt schon über den engsten Umkreis Ottobeurens hinaus. Als nämlich der Prior des Augustinerchorherrenstiftes Rottenbuch der ihm untergebenen Pfarrkirche zu Osterzell (Landkreis Kaufbeuren) einen neuen Hochaltar schenkt (1733), läßt er diesen durch Franz Anton Erler aus Ottobeuren fassen¹⁰. Dieser Altar ist nicht mehr erhalten, er wurde 1829 durch einen neuen Altar ersetzt. Wahrscheinlich war diese Faßarbeit für Erler nur eine, wenn auch gut bezahlte, Gelegenheitsarbeit. Es ist kaum anzunehmen, daß Erler nur zu dieser Arbeit nach Osterzell gerufen wurde, er wird sicher auch als Freskant, als der er sich nun schon bewährt hatte, beschäftigt worden sein. Leider ist von dem Schloß, das das Augustiner-Chorherrenstift Rottenbuch 1699 mit der Herrschaft Osterzell erwarb und 1720 ausbauen ließ, nur noch der Mittelteil erhalten (jetzt Pfarrhof). An der Decke des dortigen Treppenhauses befindet sich noch ein Fresko von bescheidenen Ausmaßen (Abb. 3). Dargestellt ist der verklarte hl. Augustin, der sein flammendes Herz zum Opfer bringt; unter

ihm die durch seine Lehre niedergeworfenen Philosophen. Wir glauben, daß auch dieses Fresko noch ein Zeugnis der Kunst Erlers ist. Die Figuren- und Gewandbildung ist dieselbe, wie wir sie schon von Ottobeuren und Irsee her kennen. Vergleicht man die noch jugendliche, unmittelbar unter dem hl. Augustinus niederstürzende Gestalt etwa mit einem Engel der bald danach — ab 1735 — entstandenen Kreuzgangsfolge in Ottobeuren (Abb. 4), dann wird die Identität der künstlerischen Handschrift unmittelbar deutlich. — 1734 folgt dann der Auftrag in Ungerhausen.

Wenn man nun das Treppenhausfresko in Irsee mit den bisher genannten Werken vergleicht, dann möchte man annehmen, daß es am Schluß der Entwicklung Erlers steht, ganz abgesehen davon, daß man einen so großen Auftrag nur an einen Maler vergeben konnte, der sich schon an monumentalen Aufgaben bewährt hatte. Das Problem der Untersichten, sowohl an der Architektur als auch im Figürlichen, ist in Irsee eleganter gelöst als in Ungerhausen; der architektonische Aufbau ist klarer durchdacht. Wir schlagen vor, das Irseer Fresko erst in das letzte Lebensjahrzehnt Erlers zu datieren, also dem etwa vierzigjährigen Meister zuzuschreiben. Die Nachricht, daß Erlers dritte Frau, Maria Josepha Burckart, die er am 28. Mai 1743 heiratete, aus Irsee stammt, ist immerhin ein interessanter Hinweis, wenn auch nicht mehr.

Mit dem Treppenhausfresko in Irsee glauben wir das bedeutendste Werk Erlers gefunden zu haben. Auch hier erweist er sich als der „geschickte Nachahmer“, als den ihn Feulner charakterisiert¹¹. Daß sein Talent überhaupt geweckt und gefördert wurde, verdanken wir Abt Rupert II. Neß von Ottobeuren. Franz Anton Erler ist dabei nur einer von den vielen Künstlern, denen der Klosterbau von Ottobeuren die entscheidende Gelegenheit zur Entfaltung, erster Bewährung und Festigung ihres Rufes gegeben hat.

Anmerkungen:

¹ Wiebel, Richard: Kloster Irsee. Augsburg 1927, S. 24. — Steichele, Antonius von, und Schröder, Alfred: Das Bistum Augsburg, historisch und statistisch beschrieben. (1896—1904) Bd. 6: Kapitel Kaufbeuren, S. 238. — Breuer, Tilmann: Stadt- und Landkreis Kaufbeuren, München 1960 (= Bayerische Kunstdenkmale Bd. 9), S. 118ff.

² Weingartner, Joseph: Die St. Jakobskirche zu Innsbruck. 2. Aufl. München 1956 (= Kleine Kirchenführer 287), S. 2ff.

³ Tintnot, Hans: Die barocke Freskomalerei in Deutschland. München (1951), S. 59.

⁴ Wiebel a. a. O. hat diese Zuschreibung versuchsweise ausgesprochen.

⁵ Fuchs, A.: Franz Xaver Bernhard „de Eggenthall“ und seine Künstlersippe. Kaufbeurer Geschichtsblätter 3, 1960, S. 49.

⁶ Lieb, Norbert: Die Pfarrkirche Irsee. München 1952 (Kleine Kirchenführer 562), referiert S. 14 eine von P. Carl Wolf ausgesprochene Zuschreibung an Amigoni.

⁷ Lieb, Norbert: Der Ottobeurer Maler Franz Anton Ehrler. Schwäbischer Erzähler (Beilage zur Memminger und Ottobeurer Zeitung) 1931, 27. — Das Werk Franz Anton Erlers, soweit es bis jetzt bekannt war, läßt sich anhand unseres Kurzinventares (Tilmann Breuer, Stadt- und Landkreis Memmingen. München 1959 = Bayerische Kunstdenkmale Bd. 4) leicht zusammenstellen. Unsere Ausführungen dort beruhen im wesentlichen auf dem zitierten Aufsatz Liebs, der jedoch auch in Bibliotheken nur noch schwer zu erhalten ist. Diesem Aufsatz entnehmen wir auch hier, wenn nicht anders zitiert, die Daten zum Leben und Schaffen Erlers.

⁸ Pfarrer Joseph Wille-Irsee macht darauf mit Recht aufmerksam.

⁹ Feyerabend, P. Maurus: Des ehemaligen Reichsstiftes Ottobeuren ... Jahrbücher, Ottobeuren 1813—1816, Bd. 3. S. 667 u. 728, nennt Erler geradezu einen Schüler Amigonis.

¹⁰ Schlecht, Franz Xaver: Chronik von Osterzell. Wemding 1922, S. 17. Dort auch weitere Angaben über Osterzell.

¹¹ Feulner, Adolf: Skulptur und Malerei des 18. Jahrhunderts in Deutschland. Wildpark-Potsdam 1929 (Handbuch der Kunstwissenschaft), S. 157.



Abb. 1 Kloster Irsee. Deckengemälde im Treppenhaus

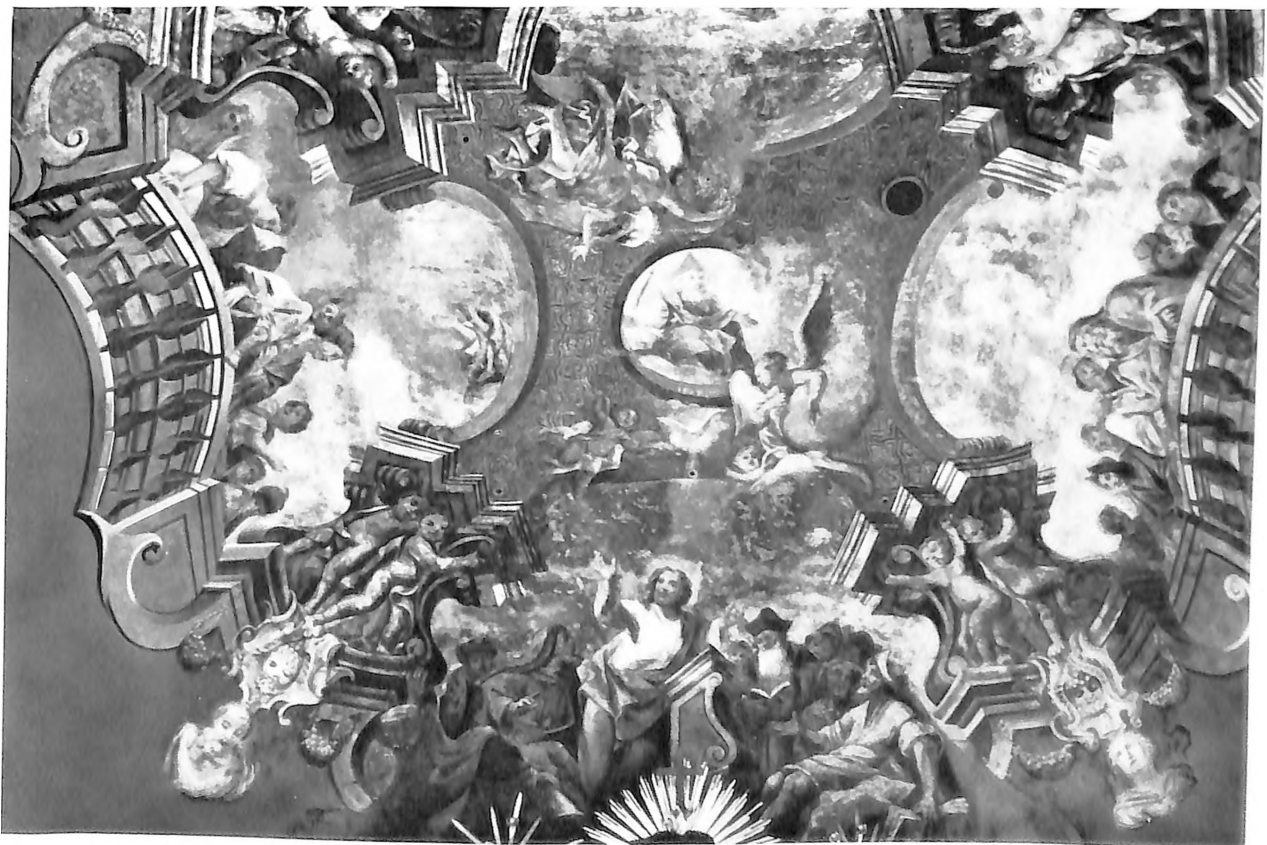


Abb. 2 Pfarrkirche Ungerhausen. Deckengemälde im Chor



Abb. 3 Osterzell, Pfarrhof
Deckengemälde im Treppenhaus



Abb. 4 Kloster Ottobeuren
Deckengemälde im Kreuzgang



Abb. 5 Nördliche Pfeilerreihe

Memmingen, St. Martinskirche

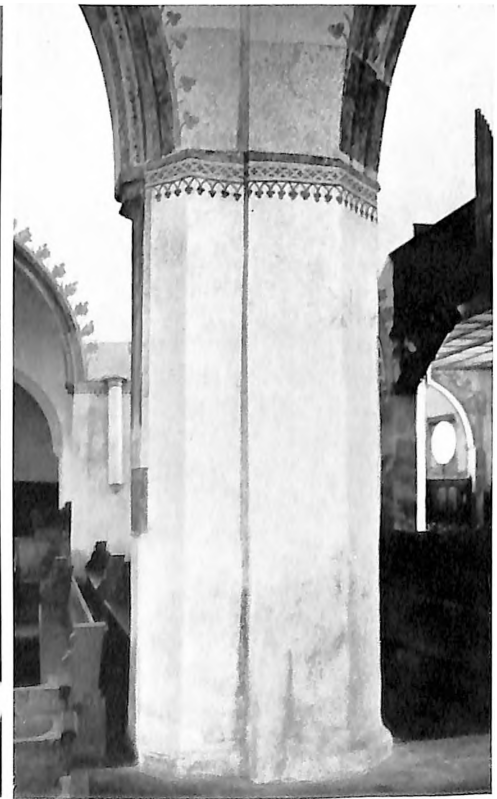


Abb. 6 Nördl. Pfeiler (N6) von N

Konrad von Amberg, ein Baumeister der Memminger St. Martinskirche

I. ARCHIVALISCHE BELEGE

Von Klaus Frhr. von Andrian-Werburg

Im Münchner Stadtarchiv befindet sich ein nur unvollständig datiertes, von Bürgermeister und Rat zu Memmingen an Bürgermeister und Rat zu München gerichtetes Missiv¹ folgenden Inhalts:

„Vnser früntlich willig dienst altzit voran, fürsichtigen wisen lieben fründ. Wir laussen ewer wisheit wissen, daz wir ainen treffelichen bûwe haben vorhanden an vnserer pharrkirchen zû sant Martin, daran vns [etwas]² misselungen ist, darumb wir werklût rates gar wol bedürffen. Nû ist vns kund getan worden, wie daz ewer mitburger der Ridler zû diser zit zûmâl ain gûten maister hab, genant maister Chûnrat von Amberg; bitten wir ewer fürsichtigkeit wishait mit allem vliss vnd ernst, daz ir mit demselben Ridler durch vnsern willen reden vnd in bitten vnd wisen wellen, daz er vns denselben maister Chunrat vnverzogenlich lihe vnd uf vnsern kost vnd schaden her zû vns schiken vnd senden well, denselben baw vnd gebresten ze beschawen vnd vns sinen getrûwen rat darinn mitzetailen. Daz wellen wir vmb ewer fürsichtigkeit altzit gern verschulden vnd gedienen. Geben an Allerhailigen abent etc. — Burgermaister vnd rat ze Memingen.“

Wenn wir die formularmäßigen Bestandteile außer acht lassen, so ergibt der Brief an tatsächlichen Fakten, daß

1. in Memmingen (offenbar nur mit städtischen Handwerkern) an der Martinskirche gebaut wird, wobei schwerwiegende Fehler in der Bauführung zutage treten, welche die Zuziehung eines geübteren Fachmannes rätlich erscheinen lassen;
2. ein Angehöriger des bekannten Münchner Ratsbürgergeschlechts der Ridler in seiner Heimatstadt einen Bau durch einen Meister Konrad von Amberg ausführen läßt;
3. der Memminger Rat davon Kunde erlangt hat und um Ausleihung des genannten Meisters bittet, damit dieser den Bau an der Martinskirche retten solle.

Offengelassen ist allerdings die Frage nach dem Zeitpunkt, an welchem dieser Vorgang stattgefunden hat; die unvollständige Datierung „an Allerhailigen abent“ ist ohne Jahresangabe ganz wertlos. Einen Anhaltspunkt bietet freilich der paläographische Befund: der Schriftcharakter verweist das Schreiben in die zweite Hälfte des 14. bzw. in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts. Damit stehen wir einem möglichen Zeitraum von rund hundert Jahren gegenüber und haben uns, um den Vorgang zeitlich genauer fixieren zu können, nunmehr dem unter Ziffer 1—3 genannten Inhalt des Briefes zuzuwenden.

1. Aus dem bisher eingekreisten Zeitraum von etwa hundert Jahren sind zwei größere Bauvorhaben an der Memminger Martinskirche bekannt; sie betreffen den Umbau der fünf östlichen Langhausarkaden „um 1400“³ und die Erweiterung des Langhauses um das sechste Langhausjoch, mit welcher im Jahre 1419 begonnen wurde⁴. Es erhebt sich die Frage, ob wir in Meister Konrad auf einen — vielleicht sogar maßgeblichen — Teilnehmer an einem dieser Bauvorhaben gestoßen sind. Eine Memminger Quelle wird uns diese Frage unten bejahen⁵.
2. Im selben Zeitraum von ca. 1350 bis ca. 1450 hat in den Jahren 1395/96 Gabriel Ridler zu München das von seinen Vorfahren 1295 dort gestiftete Ridlerseelhaus in die Vordere Schwabinger Gasse (heute Residenzstraße) versetzen lassen⁶. Es wäre also zu erwarten, daß sich unser Meister Konrad in diesen Jahren in München nachweisen läßt. Tatsächlich begegnet er sowohl 1395 wie 1396 in Münchner städtischen Steuerbüchern als „maister Chûnrad, stainmecz von Amberg“, wohnhaft in der Sendlinger Gasse⁷.
3. Der genaue Zeitpunkt von Konrads Wirksamkeit in Memmingen ist indessen damit noch keineswegs bestimmt. Denn nach 1396 wurde dem Bau des Ridlerseelhauses der Bau einer zu-

gehörigen Kirche angefügt; diese wurde 1408 geweiht. Es liegt nahe, auch an diesem Bauvorhaben eine Mitwirkung unseres Steinmetzen zu vermuten, und wirklich treffen wir ihn (wiederum an Hand der Münchner Steuerbücher) in den Jahren 1399 bis 1401 und 1405, diesmal in der Vordere Schwabinger Gasse (wohl im inzwischen bezugsfertig gewordenen neuen Ridlerseelhaus wohnend), an: „Swaebinger gasse prima: maister Chunrat von Amberg“⁸. Aufgrund des bisher Bekannten kann man bereits die Vermutung wagen, daß der Memminger Brief eher in die Zeit zwischen 1399 und 1405 zu verweisen ist, weil Meister Konrad in diesen Jahren bewiesen hat, daß er in der Kunst des Kirchenbaues bewandert war.

Tatsächlich liefert das Memminger Stadtarchiv einen Beleg, der eine ziemlich sichere Datierung unseres Briefes, den Bezug Konrads auf das frühere der oben genannten Bauvorhaben und schließlich auch dessen genauere zeitliche Einordnung erlaubt. Unter dem 7. November 1404 wird nämlich in Memmingen eine Übereinkunft zwischen „Chûnrat Stainmetz genant Maister Chûnrat von Amberg“ und der Stadt getroffen, in deren Folge Meister Konrad auf fünf Jahre, gerechnet ab nächste Mitterfasten⁹, zum städtischen Werkmeister bestellt wird. In dem Vertrag wird ausdrücklich festgehalten, daß Konrad neben anderen städtischen Bauten „irer pharrkirchen ze sant Martin... werkbâwe zv bawen“ habe; er genießt während dieser fünf Jahre das Memminger Bürgerrecht, wofür er der Stadt neben seinen Werkmannsdiensten auch militärische Dienste auf Erfordern zu leisten hat, erhält einen fixen Jahressold von 8 fl. rh. und, so oft er mit städtischen Bauten befaßt ist, einen Taglohn von 5 fl. h obendrein¹⁰.

Die Memminger Urkunde erlaubt es uns nunmehr, zu behaupten, daß der eingangs zitierte Memminger Brief von „Allerhailigen abent“ nach München nur in die Jahre 1401 bis 1403 gehören kann. 1401 läßt sich Konrad sicher in München nachweisen, 1402/03 mag er — wir denken dabei an das Beispiel des Memminger Arbeitsvertrages von 1404 — nur in einem losen Arbeitsverhältnis zu Gabriel Ridler gestanden sein, welches den Bürgerschutz nicht gerechtfertigt hat. Daß 1403 das letzte mögliche Jahr der Abfassung des Briefes ist, ergibt sich aus der selbstverständlichen Voraussetzung, daß die Einigung zwischen Konrad und der Stadt Memmingen nicht innerhalb von sieben Tagen erfolgt sein kann (der Memminger Brief mußte vom Münchner Rat an Ridler weitergegeben und von diesem dem Konrad vorgezeigt werden, Konrad mußte sich den Memminger Bau anschauen, er mußte seine Münchner Arbeiten beenden), der Brief also bestimmt nicht dem Jahre 1404 angehört.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß der Bau der fünf östlichen Langhausjochs zu St. Martin in zwei Abschnitten erfolgte. Der erste fällt in die Zeit um 1401 bis 1403; an ihm waren nur städtische Handwerker beteiligt, die aus technischen Gründen mit dem Bau nicht fertig wurden. Die Arbeit stand dann still und wurde erst 1405 wieder aufgenommen, als Meister Konrad von Amberg die Bauleitung übernahm.

Anmerkungen:

¹ Stadtarchiv München, A VII e Nr. 551.

² Zusatz d. Verf. in eckigen Klammern.

³ Bayer. Kunstdenkmale IV, Kurzinventar Stadt und Landkreis Memmingen, bearb. von Tilmann Breuer, München 1959, S. 7.

⁴ A. a. O. — Baumann, Geschichte des Allgäus II (1884), S. 692. — Dehio-Gall, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Östliches Schwaben. München 1954, S. 157.

⁵ Die Suche nach Meister Konrad führte dagegen im Stadtarchiv Amberg zu keinem Ergebnis. Es ist daher auch nicht gelungen, seinen

Familiennamen festzustellen; die Bezeichnung „von Amberg“ deutet lediglich seine Herkunft an, „Steinmetz“ ist ohne Zweifel Berufsbezeichnung (s. u.).

⁶ Forster, Das gottselige München (1895), S. 420.

⁷ Stadtarchiv München, Steuerbuch 1395 fol. 9'; ebd. Steuerbuch 1396 fol. 8'.

⁸ Stadtarchiv München, Steuerbuch 1399 fol. 25; ebd. Steuerbuch 1400 fol. 22; ebd. Steuerbuch 1401/I fol. 20; ebd. Steuerbuch 1405/I fol. 19'.

⁹ Hier wohl Lätare, also 1405 III 29.

¹⁰ Stadtarchiv Memmingen 262/4; vermittelt durch Stadtarchivarin Dr. H. Miedel.

II. ÜBERLIEFERUNG UND BAUBEFUND

Von Hilde Miedel

Die Baugeschichte der St. Martinskirche gibt immer noch manches Rätsel auf. Während Baumeister und Daten des spätgotischen Chores bekannt sind — der Ulmer Münsterbaumeister Matthäus Böblinger hat ihn in den Jahren 1496—1501 erbaut, sein Monogramm mit Jahreszahl und Meisterzeichen findet sich am südöstlichen Strebepfeiler —, gab es bisher für die Entstehungszeit des Langhauses nur stilistische, aber nicht durch Quellen belegbare Anhaltspunkte. Daher bildet der oben behandelte Archivalienfund einen willkommenen Anlaß, der Baugeschichte von St. Martin wieder einmal nachzugehen.

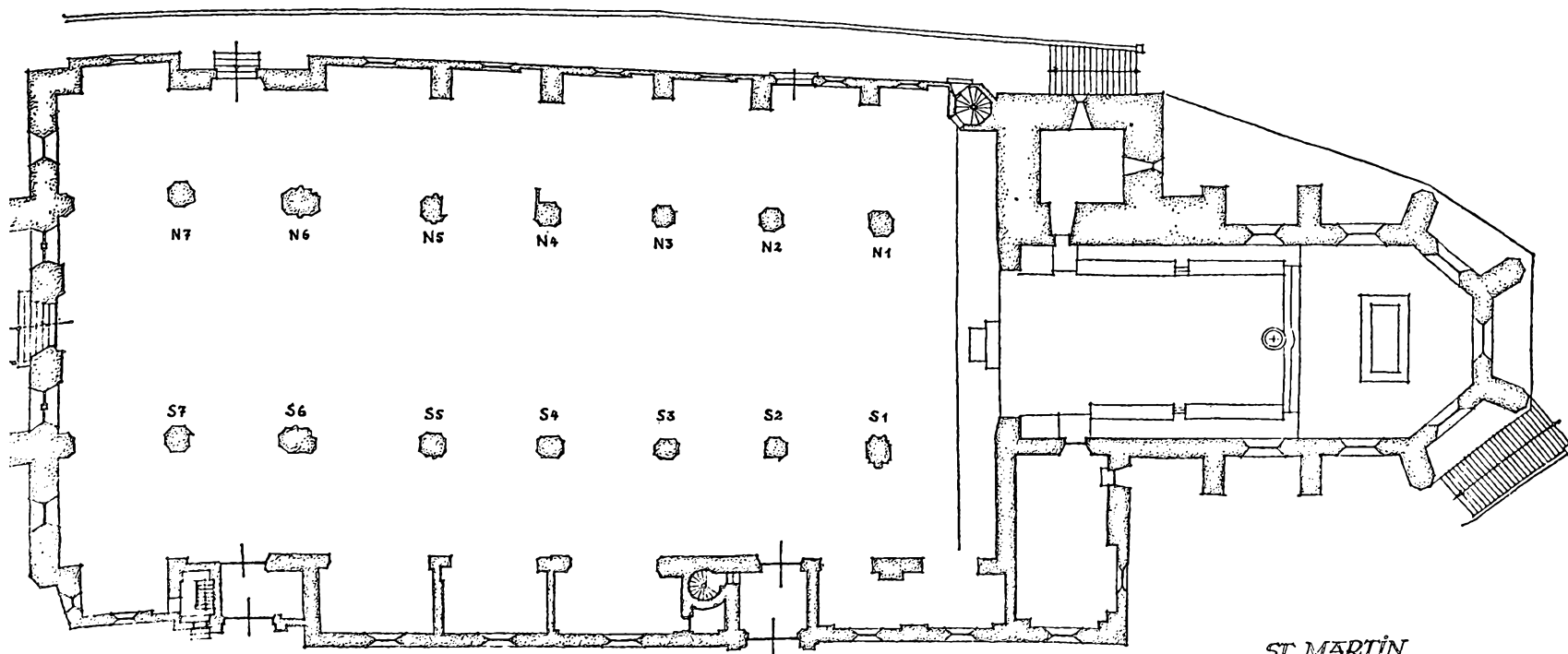
Die dreischiffige romanische Basilika, laut Chroniknachricht 1176 (wohl als Burgkirche Herzog Welfs VI.) erbaut¹, blieb bis zum Neubau der spätgotischen St. Martinskirche stehen; ihre halbrunde Apsis ist erst von Böblinger abgebrochen worden. Aus dem 14. Jahrhundert sind keine Baumaßnahmen bei St. Martin bekannt. Im 15. Jahrhundert ist die früheste Überlieferung die Nachricht von 1419 bei Unold, die von einem „kostspieligen Bau an der St. Martinskirche“ spricht². Eine Vergrößerung der Kirche nach Westen ist aus den Jahren 1489/91 bezeugt³.

Aus den Daten 1419 und 1489/91 ist bisher für das Langhaus folgende Baugeschichte rekonstruiert worden: 1419 Vergrößerung der fünfjochigen (romanischen?) Kirche um ein Joch nach Westen; 1489/91 nochmalige Verlängerung um zwei Joch nach Westen⁴.

Eine erneute Überprüfung sämtlicher überlieferter Daten hat jetzt ergeben, daß die Annahme eines solchen Bauverlaufs nicht aufrecht erhalten werden kann. Die Überlieferung der Jahreszahl 1419 und die damit in Verbindung gebrachte Baumaßnahme erweist sich als sehr fragwürdig, denn dieses Datum wird von

keiner archivalischen Quelle und keiner zeitgenössischen Chronik, sondern nur von Unold erwähnt. Die Stelle bei Unold lautet folgendermaßen: „Im Jahre 1419 nahm der Hochmeister einen kostspieligen Bau an der St. Martinskirche vor. Während demselben durfte kein fremder Bettler in der Stadt betteln. Nach einigen Jahren mußte abermals gebaut werden, denn der Blitz hatte in den St. Martinsturm geschlagen und gezündet, so daß Treppe und alles innere Holzwerk verbrannte“. — Bekanntlich war die St. Martinskirche im Jahre 1215 von Kaiser Friedrich II. dem Antonierkloster inkorporiert worden. Unold lag offenbar ein Schriftstück eines Hochmeisters dieses Klosters vor, in dem davon die Rede ist, daß wegen eines Baues an der St. Martinskirche in der Stadt nicht gebettelt werden dürfe, damit alles Almosen dem Bau zugute komme. Der Antonierpräzeptor kann weder dem Rat, noch den Bürgern, noch den fremden Bettlern in Memmingen eine Vorschrift über das Betteln machen. Das einzige, was ihm zusteht, ist, daß er seinen Sammlern, also den Antoniern, die auch in Memmingen (und in den Memmingen unterstehenden Dörfern) alljährlich für ihr Antonierspital gesammelt haben, wegen eines Baues an der Martinskirche für eine bestimmte Zeit das Betteln verbieten kann. Es wird auch nicht schon neun Jahre nach einem unkundlich festliegenden Bau von 1405—10 ein neuer großer Bau begonnen worden sein. Viel wahrscheinlicher ist es, daß Unolds Jahreszahl 1419 falsch gelesen ist. Man könnte z. B. annehmen, daß es sich um das Jahr 1409 handelt, in dem der Bau

Textbild 1: Memmingen, St. Martinskirche. Grundriß (nach dem Plan von 1846 gezeichnet von Otto Miller).



ST. MARTIN
MEMMINGEN

GRUNDRIß NACH DEM ORIGINALPLAN
VON 1846 AUFGEZEICHNET IM FEBR. 1948
IM MASSTAB 1:100

des Meisters Konrad allmählich fertig werden sollte. Dazu ist aber ein weiteres Geldsammeln in der Bürgerschaft notwendig, und auf Bitten des Rates erklärt sich der Antonierpräzeptor bereit, für dieses Jahr, sozusagen zum Abschluß des Baues, auf die Betteleinnahmen aus der Stadt für sein Kloster zugunsten der Kirche zu verzichten.

In Unolds Text befindet sich eine weitere Lücke. Er nennt das Jahr 1419, um dann weiterzufahren, daß „nach einigen Jahren“ abermals gebaut werden mußte wegen eines Brandes in der Kirche. Nun steht aber in den handschriftlichen Chroniken von Kimpel, Laber und Jung zum Jahre 1420, daß damals der Wendelstein abgebrannt sei⁶. Der Zeitbegriff ist also bei Unold unklar; es wäre verständlich, wenn es sich um einen Abstand von rd. zehn Jahren handeln würde. Auch das spricht dafür, daß Unolds Jahreszahl, die sonst nirgends vorkommt, falsch gelesen sein könnte.

Wie verhält es sich nun mit den Jahreszahlen 1489/91 für den Bau der westlichen Joche? Diese Baunachricht wurde bisher immer so ausgelegt, daß es sich um eine Vergrößerung des Langhauses um *zwei* Joche nach Westen handele⁶. Dabei ist aber nicht berücksichtigt, daß der Chronist Schorer und nach ihm Büchele, Unold, Karrer u. a. von einer Verlängerung um *drei* Bögen sprechen³.

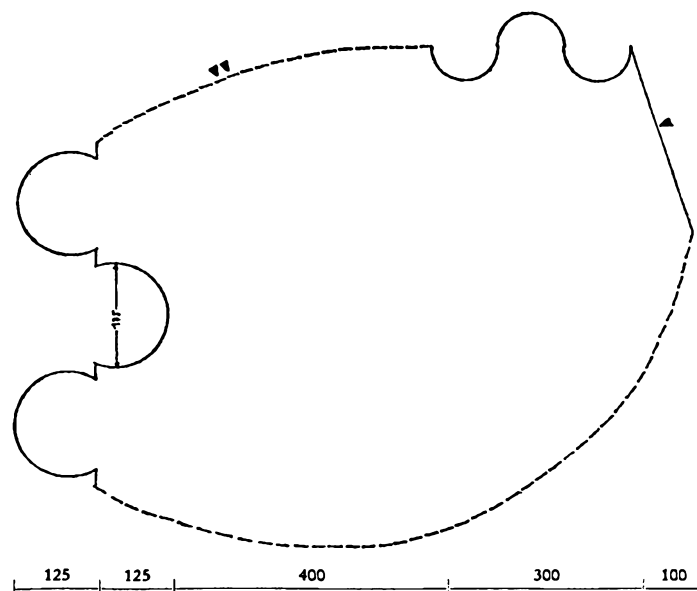
Nun gibt es aber auch am Bau selbst gut sichtbare Anzeichen für eine Bauunterbrechung und zwar sowohl am Außenbau als auch im Innenraum (vgl. Textbild 1, Grundriß). Am südlichen und nördlichen Obergaden ist diese Stelle (zwischen dem 6. und 7. Joch) durch eine doppelte Lisene und eine senkrechte Baunaht gekennzeichnet. Hier zeigt sich auch ein auffallender Unterschied in der Struktur der Obergadenwand zwischen dem sorgfältig behandelten Backsteinmauerwerk der 6 östlichen Joche und dem etwas regellosen der zwei westlichen Joche. Noch deutlicher sind die Spuren dieses Bauabschnittes an den verlängerten 6. Pfeilern (N6 u. S6, vor allem an der dem Seitenschiff zugewandten Pfeilerfront) zu erkennen (Abb. 6); auch Reste von Eckstrebenpfeilern sind hier bei früheren Grabungen gefunden worden. Demnach scheint der Einschnitt zwischen dem Langhausbau des frühen 15. Jahrhunderts und der Verlängerung 1489/91 in Höhe der 6. Pfeiler zu liegen.

Andererseits zeigt sich aber bereits bei den 5. Pfeilern (N5 u. S5) ein deutlicher Bauabschnitt — und hier liegt offenbar die Quelle der bisherigen Unsicherheit —: an dieser Stelle ist in der Profilierung der spitzbogigen Arkaden zwischen Mittelschiff und Seitenschiffen ein auffallender Unterschied zwischen den fünf östlichen und den drei westlichen Jochen zu erkennen (Abb. 5): die östlichen Arkadenbögen zeigen im Wechsel von starken Rundstäben und tiefen Kehlen eine reiche Profilierung, die entsprechende Licht- und Schattenwirkungen hervorruft. Man glaubt in diesen Archivoltprofilen und auch in den vielfach abgetreppten Kämpfergesimsen und Konsolen der östlichen Pfeiler noch ein letztes Nachklingen der Hochgotik zu spüren. Die drei westlichen Joche heben sich stilistisch deutlich von den früheren, östlichen ab: statt des reichen Archivoltprofils findet sich hier ein sehr schlichtes in Form von breiten, nur seitlich sparsam profilierten Gurten, die auf spitz zulaufenden, im Verhältnis zur Archivolte auffallend kleinen Konsolen ruhen.

Diesen Baubefund in eine sinnvolle zeitliche Reihenfolge zu bringen, ist bisher nicht geglückt. Bei aller Wahrscheinlichkeit, daß das letzte Joch der bestehenden Kirche (einschließlich Pfeiler N 6 und S 6) bei der Verlängerung 1489/91 neu gebaut worden ist, gibt es bis jetzt keine einleuchtende Erklärung für die Gleichartigkeit der drei westlichen Joche. Weder die Annahme einer Vorhalle mit Empore noch der Gedanke eines schlecht gemauerten alten Westabschlusses, der erneuert werden mußte, würde genügen, dieses Rätsel zu lösen. Vielleicht gelingt es einmal, durch eine Grabung die noch ganz unsichere Gesamtbaugeschichte von St. Martin aufzuklären.

Übrigens ist ein Rest des alten Westportals, ein Tuffsteinwerkstück von einem Portalgewände, 1959 beim Anlegen eines Grabens entlang der Südseite der Martinskirche in Höhe des süd-westlichen Vorzeichens ans Tageslicht gekommen (jetzt südlich

außen am Chor). Da das Profil (Rundstäbe und Kehlen) mit den Archivoltprofilen der östlichen Langhausjoche auffallende Ähnlichkeit hat, ist es durchaus wahrscheinlich, daß dieses Werkstück zum ehemaligen Westportal gehörte, das bei der Verlängerung der Kirche in den Jahren 1489/91 verschwunden ist⁷ (Textbild 2).



Textbild 2: Memmingen, St. Martinskirche. Tuffsteinwerkstücke vom ehem. Westportal (gez. von Wolfgang Merrath).

Soviel zur Frage der Erweiterung der Jahre 1489/91. Damit ist aber das Problem der Entstehung des östlichen Langhauses noch nicht gelöst. Das Datum 1419 scheidet als terminus ante für die östlichen Joche aus, es gibt aber noch einen anderen Anhaltspunkt für die Bauzeit des Langhauses: an mehreren Langhauspfeilern finden sich Malereien, die der Zeit um 1430 angehören und Hans Strigel d. Ä. nahestehen (Pfeiler S1: Madonna, S2: Jüngstes Gericht; N2: Schmerzensmann mit Inschrift und Jahreszahl 1430⁸, N5: Verkündigung an Maria). So läßt sich trotz des bisherigen Fehlens von sicheren archivalischen Quellen der östliche Langhausbau auf Grund des Baubefundes und stilkritischer Erwägungen in die Zeit zwischen 1400 und 1430 datieren.

Die beiden oben beschriebenen und interpretierten urkundlichen Nachrichten bringen nun von den Schriftquellen her neues Licht in das Dunkel der Baugeschichte von St. Martin. Denn die Bitte des Memminger Rates an den Rat der Stadt München um Überlassung des Steinmetzen Konrad von Amberg und dessen Verpflichtung, von 1405 an auf fünf Jahre am Bau der Martinskirche tätig zu sein, legen den Schluß nahe, daß er der verantwortliche Leiter des gotischen Langhausneubaus gewesen ist. Für eine weniger aufwendige Neubauarbeit hätte der Rat sich wohl nicht eines auswärtigen Baumeisters versichern müssen. Eine weitere Stütze dafür, daß an St. Martin in den Jahren zwischen 1405 und 1410 gebaut worden ist, bildet ein Bauschaubrief vom 1. Februar 1407⁹, in dem Hans Undersin, Bürger in Memmingen, bekundet, daß er das Haus, Hof und Hofraite, an St. Martins Kirchhof bei dem Pfarrhof gelegen, vom Rat gekauft hat und daß dabei beredet worden ist, daß er durch den Hof zwischen dem Haus und der Stallung eine Durchfahrt und Einfahrt lassen soll in den Kirchhof „vß vnd yn ze faren zû aller nordûrft sant Martins kirchen vnd des buwes daselben als oft des not geschiht wenne man anderswa darzû mit staten nit gefaren mag“.

Was die städtischen Maurer nicht hatten bewältigen können, war der Anbau des gotischen Langhauses an eine aus Sparsamkeitsgründen noch bestehenbleibende romanische Apsis. Die städtischen Werkleute hatten wohl das romanische dreischiffige Langhaus abgebrochen, kamen nun aber mit dem Neubau nicht zurecht, da ein fähiger Baumeister offenbar nicht zur Stelle war. Grabungen im Jahre 1934 haben ergeben, daß das romanische Langhaus in seinen gesamten Maßverhältnissen kleiner war als

x

das gotische¹⁰; infolgedessen mußten bei dem Neubau des 15. Jahrhunderts sowohl für die Außenwände wie auch für die Pfeilerreihen neue Fundamente gelegt werden. Die Schwierigkeiten, denen sich Konrad von Amberg gegenüber sah, lagen aber vor allem darin, den Anschluß zwischen romanischem Chor und gotischem Langhaus so zu bewerkstelligen, daß dennoch ein möglichst einheitlicher Raum entstand.

Wie lange Konrad von Amberg an der St. Martinskirche tätig gewesen ist und ob er die Bauarbeiten bis zum Schluß, d. h. bis 1410, überwacht hat, wissen wir ebensowenig, wie das Urteil des Memminger Rates über die Lösung seiner Aufgabe; die Urkunden schweigen darüber.

Eines aber scheint nach dem Münchner Archivalienfund sicher zu sein: das Langhaus der gotischen St. Martinskirche in Memmingen ist in seiner eigentlichen Anlage (abgesehen von den späteren Gewölbe- und Kapellenbauten und der Verlängerung um zwei Joche nach Westen) das Werk des Baumeisters Konrad von Amberg aus den Jahren 1405–10¹¹. Neben Matthäus Böblingen, dem Schöpfer des spätgotischen Chores, erscheint mit Konrad von Amberg ein zweiter, bisher unbekannter Meistername in der wechselvollen Baugeschichte der Memminger St. Martinskirche.

Anmerkungen:

¹ WALTER BRAUN, Amtlicher Führer durch Memmingen und Umgebung. Oberjoch 1949, S. 37.

² JAKOB FRIEDRICH UNOLD, Geschichte der Stadt Memmingen. Memmingen 1826, S. 75.

³ CHRISTOPH SCHORER, Memminger Chronik. Ulm 1660. Zum Jahr 1489 (S. 50): „In diesem Jahr fing man an S. Martinskirch zu verlängern. Darzu brach man folgendes Jahr 2 Häuser ab“. Zum Jahr 1490 (S. 51): „In der Wochen vor Auffahrt brach man hinter S. Martins Kirchen 2 Häuser ab, die Kirch umb 3 Bögen zu verlängern“. Zum Jahr 1491 (S. 52): „Erweiterung Martinskirch vollendet“. TOBIAS BÜCHELE, Handschriftliche Chronik von Memmingen (Stadt-

bibl. 2,63,40). Zum Jahr 1492: „In dem Jahr brach man hinter St. Martins kirchen 2 Häuser ab die kirchen um 3 Bögen zu erlangern“. J. FR. UNOLD, Geschichte der Stadt Memmingen. S. 81: „In den Jahren 1490 und 1491 wurde die Kirche abermals um drey Bogen verlängert und deswegen zwey Häuser niedergerissen“.

PHILIPP JAKOB KARRER, Memminger Chronik. Memmingen 1805, S. 69: „1490 brach man hinter der Kirche zwey Häuser ab, die Kirche um drey Bögen zu verlängern, der Bau hievon wurde 1491 vollendet“. BALTHASAR V. EHRHART, Geschichtliche Beschreibung der protestantischen Hauptpfarrkirche zu St. Martin in Memmingen. Memmingen 1846, S. 9: „Verlängert wurde es (das Schiff) dann in den Jahren 1176 und 1419 um 2 Bogen; die gegenwärtige Länge erhielt es aber erst 1489–91, in welchen Jahren 3 Bogen weiter westlich angebaut wurden“.

⁴ So bei JULIUS MIEDEL, Führer durch Memmingen und Umgebung. 3. Aufl. Memmingen 1929, S. 76 und Grundriß S. 75, und zuletzt noch bei TILMANN BREUER, Bayer. Kunstdenkmale Bd. 4, Kurzinventar Stadt und Landkreis Memmingen, München 1959, S. 7.

⁵ KIMPEL-CHRONIK (Stadtbibliothek Memmingen 2, 19, 40), S. 20: „Anno 1420 An Sanct Scholastica tag verbran der Wendelstein zu Sanct martin und es wiert die glocke gegossen die ob der Stieg hangt die Nürnbergerin“.

LABER-CHRONIK (2, 25, 40), S. 34: „A^o 1420. Auf Sebastians Tag verbran der Wendelstein bey St. Martin. In diesem Jahr wurde die Eilfer Glocke gegossen“.

JUNG-CHRONIK (2, 24¹, 2^o), Bl. 3: „1420. An S. Scholastica tag verbrandt der Wendelstein zu S. Martin“.

Singgemäß auch bei Schorer S. 7 und Karrer S. 69.

⁶ MIEDEL S. 76 und Grundriß S. 75; BREUER S. 7.

⁷ HILDE MIEDEL, Ein Werkstückfund bei St. Martin. Spiegelschwab 1959, S. 47.

⁸ WALTER BRAUN, Alte Malereien in der Memminger St. Martinskirche. Das schöne Allgäu 1960, S. 72.

⁹ Stiftungsarchiv Memmingen 303/4.

¹⁰ Frdl. Mitteilung von Bildhauer Michael Geiger.

¹¹ Damit erweist sich auch die auf Grund stilkritischer Vergleiche ausgesprochene Vermutung von BREUER „um 1400“ als richtig (Kurzinventar S. 7).

Memminger Kaufleute im mittelalterlichen Freiburg im Üchtland (Schweiz)

Von Adalbert Mischlewski

Trotz einer regen, schon länger als anderthalb Jahrhunderte andauernden Forschungstätigkeit auf dem Gebiet der Wirtschaftsgeschichte sind wir über das alltägliche Wirtschaftsleben im Mittelalter noch immer nicht hinreichend orientiert, nicht zuletzt deshalb, weil sich das romanische Notariat in Mittel- und Nordeuropa nur zögernd und bei weitem nicht so breit ausbildete. Um so wichtiger und interessanter sind daher für uns die Notariatsregister aus Orten an der deutsch-romanischen Sprach- und Kulturgrenze, deren wirtschaftliches Einflußgebiet naturgemäß weit in den deutschen Raum hineinreichte.

Leider sind es nicht viele solcher Orte, von denen uns Notariatsregister erhalten geblieben sind. Neben Bozen und Meran an der deutsch-italienischen ist da vor allem Freiburg im Üchtland an der deutsch-französischen Kulturgrenze zu nennen, aus dessen reichen Beständen an Registern der bekannte Schweizer Wirtschaftshistoriker Hektor Ammann eine Auswahl an Eintragungen (nur etwa ein Zehntel!) veröffentlicht hat (Hektor Ammann, Mittelalterliche Wirtschaft im Alltag. Quellen zur Geschichte von Gewerbe, Industrie und Handel des 14. und 15. Jahrhunderts aus den Notariatsregistern von Freiburg im Üchtland. Band I. Aarau 1942/1954).

Diese Publikation (leider noch ohne Register) ist in ihrer Bedeutsamkeit für unsere Kenntnis des mittelalterlichen Wirtschaftslebens gar nicht zu überschätzen. Schon ein erstes Durchblättern ist geeignet, die noch weit verbreiteten Vorstellungen von der Seßhaftigkeit des mittelalterlichen Menschen weitgehend zu korrigieren. Wenn auch Freiburg eine Stadt von ansehnlicher Größe war (um 1450 ca. 5000 Einwohner), so gehörte es doch nicht zu den großen Handelsstädten. Sein Wohlstand beruhte auf dem Tuchgewerbe und der Gerberei, deren beider Erzeugnisse

weiten Absatz fanden. Außerdem profitierte Freiburg vom Verkehr zu den berühmten Genfer Messen. Es ist nun aber geradezu erstaunlich zu sehen, wie weit die Handelsbeziehungen reichen und von woher die Handwerksgesellen kommen. Es erscheinen da nicht nur eine Unmenge Orte aus den benachbarten Landschaften: aus der Schweiz, Schwaben, dem Elsaß, aus Burgund, Savoyen und Oberitalien, sondern die Wirtschaftsbeziehungen reichen bis Troyes, Brüssel und Brügge, bis nach Köln und Nürnberg, ja bis nach Frankfurt an der Oder, Breslau, Böhmen und Wien. Auch im Süden gehen sie weit über die Nachbarregionen Savoyen und die Lombardei hinaus: sie reichen bis Avignon und Aix-en-Provence, ja selbst Venedig und Barcelona sind in das Freiburger Wirtschaftsgeflecht miteinbezogen.

Daß bei der Rolle, die Memmingen in der Wirtschaft des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit gespielt hat, auch Bürger der Freien Reichsstadt erscheinen, kann nicht wundernehmen, eher die Tatsache, daß es relativ wenige sind; doch darf ja nicht vergessen werden, daß nur ein Zehntel der Notariats-einträge veröffentlicht sind, in den übrigen neun Zehnteln dürfte noch manch ein Memminger erwähnt werden.

Als erster wird in dem Zeitraum von 1356 bis 1482 genannt Heintz Seylman aus Memmingen, für den am 9. Februar 1403 ein Kuntz Huber aus Villingen von dem Freiburger Bürger Henslin Mutz 26 écus in Empfang nimmt, die dieser dem Seylman für den Kauf eines Pferdes schuldet (Nr. 834).

Am 14. Februar 1409 findet sich ein Eintrag, daß der Fellhändler Johannes Ammans aus Memmingen, jetzt in Freiburg wohnhaft, dem Fellhändler Clawin Angster aus Bern für den Kauf von Lammfellen 6 Goldgulden schuldet, die er zur Hälfte zum Beginn der Fastenzeit, zur anderen Hälfte zu Ostern

zahlen muß (d. h. am 20. Februar und am 7. April) (Nr. 1094).

Als dritter Memminger Bürger wird schließlich Hanson Span genannt (vielleicht ein Sohn des Hans Span, der 1410 das Memminger Bürgerrecht erhielt. Vgl. Askan Westermann, Das Bürgerbuch der Reichsstadt Memmingen 1401—1424. In: Familiengeschichtliche Blätter, 19. Jg. 1921, Sp. 335). Am 4. November 1450 schuldet ihm der Notar Johannes Gruerie aus Freiburg für den verstorbenen Freiburger Bürger Henslin Cudriffin noch 20 Pfund Freiburger Münze, zahlbar zur Hälfte an Walburga, zur Hälfte an Assumptio (25. 2. und 15. 8.) (Nr. 5442). Hanson Span wird am 4. Mai 1461 ein zweites Mal genannt in einem Eintrag, der uns einen tieferen Einblick in den damaligen Handel gewährt. Der Sensenschmied Johannes Börlinger, Bürger in Freiburg, schuldet dem Memminger Bürger und Kauf-

mann Georg Wegelli 67 rheinische Gulden für den Ankauf von Stahl, den Wegelli im Auftrag von Hanson Span und dessen Gesellschaft geliefert hat. 20 Gulden sind z. Z. der Genfer Sommermesse (1. 8.), der Rest z. Z. der Genfer Wintermesse (6. 1.) zahlbar. (Nr. 4203). Am gleichen Tage verkauft Georg Wegelli dem Johannes Börlinger erneut 15 Quintalia Stahl (= 15 Zentner) zum Preis von je 6 Gulden, zahlbar an Michaeli (29. 9.) (Nr. 4204).

Allein diese wenigen Registereinträge zeigen schon, wieviel die Memminger Wirtschaftsgeschichte gewinnen könnte, wenn sich jemand der mühevollen Arbeit unterziehen würde, einmal die Freiburger Notariatsregister — und das dürfte in ähnlicher Weise auch für andere gelten — einer systematischen Durchsicht zu unterwerfen.

Saat und Ernte in Lauben (Günztal)

Von Albert Buck

In einer wissenschaftlichen historischen Zeitschrift sucht man vielleicht nicht unbedingt einen Aufsatz über Saat und Ernte, doch erscheint den Herausgebern die vorliegende Abhandlung volksekundlich sehr wertvoll. Nachdem in den Geschichtsblättern ja auch schon von Frauentrachten und Geräten die Rede war (Mg. Gesch. Bl. 1931, Nr. 2), soll deshalb getrost auch dieser inzwischen historisch gewordene Ausschnitt aus der bäuerlichen Jahresarbeit hier gedruckt erscheinen.
(Die Schriftleitung)

Wenn man heute zur Erntezeit durch die Felder geht und sieht, wie sich ein Mähdrescher in ein Weizenfeld hineinfrisst, wie er den Gottessegen binnen weniger Stunden dahinrafft und anstelle von Garben, die Jahrtausende lang als Symbol der Ernte galten, nur noch gepresste Strohwürfel hinterläßt, dann kann man sich einer tiefen Wehmut nicht erwehren.

Wir alle wissen, daß diese Entwicklung notwendig und unaufhaltsam ist. Immer mehr Menschen müssen von der gleichen Ackerfläche ernährt werden, immer weniger Hände stehen zum Bergen der Ernte bereit. Aber ich bin heute dem Schicksal dankbar, daß ich als junger Mensch noch tätig erleben durfte, wie in meiner schwäbischen Heimat im Günztal das tägliche Brot nach alter Väter Art gesät, geerntet, gedroschen und gebacken wurde. Gewiß, Tausende haben das auch erlebt und sie wissen es auch noch heute. Doch nur wenige sind willens oder in der Lage, dieses Wissen zu Papier zu bringen. Aber nur so kann der heranwachsenden Generation deutlich gemacht werden, welch ein Wandel sich auf diesem Gebiet in knapp fünfzig Jahren vollzogen hat und noch vollzieht.

Was hier von dem „Werben“, dem Arbeiten um das tägliche Brot, vom Saatkorn bis zum Brotlaib, gesagt ist, schildert die Zustände während des ersten Weltkrieges in Lauben an der Günz, und es wird auch in den anderen Dörfern des Memminger Unterlandes nicht viel anders gewesen sein. Als Brotgetreide galten damals Roggen und Vesen; der Weizen trat erst nach 1920 in Erscheinung. Die Ackerflur war in einen Winter-, einen Sommer- und einen Brach-Oesch aufgeteilt, die in dieser Reihenfolge jährlich wechselten. Es gab damals nur noch wenige Äcker, die wirklich einen Sommer lang brach lagen. Den größten Teil des Brach-Oesches nahmen schon die Kartoffel-, Kohlraben- und Kleefelder ein.

I. Das Säen

Das Winterkorn wurde zwischen Michaelis (29. Sept.) und St. Ursula (21. Okt.) in die Brache gesät. Jeder Acker lag damals noch in großen „Strangen“. Nach dem Abernten der Vorfrucht wurde das Gewende zuerst „a'g'führt“ (angefurht), was je einen Hin- und Hergang für jeden Strangen erforderte. Dann wurde der Pflug tiefer gestellt und das Feld durch zwei weitere Durchgänge

pro Strangen „aus'ackerat“. Die Kuh- und Ochsenespanne bedurften dabei eines „Menners“. Das war meist ein Kind, das die Zugtiere antrieb, auf der Anwand wendete und sie richtig in der Furche hielt. Bei ungleich breiten Äckern mußte zuweilen in der Mitte des Gewendes umgekehrt werden. Die so entstehenden Furchengabelungen nannte man „Gehra“.

Das Ackern mit dem alten Holzpflug war eine Kunst. Er bestand aus dem „Pfluagskarra“, dessen linkes Rad sich auf der verlängerten Achse verstellen ließ. Den Pflugbaum nannte man „Grendl“, das an ihm befestigte Vorschneidmesser „Säa“. Die Nase der Schar hieß „Wuahlbrett“, da sie wahrscheinlich früher aus Holz war. Die eigentliche Schälarbeit leistete das aufgeschraubte „Plättala“. Das „Säa“ und das „Plättala“ zusammen nannte man „G'schmied“, denn diese beiden schneidenden Teile wurden gelegentlich zum Schärfen in die Schmiede gegeben. Deshalb war in sie auch die Hausnummer des Hofes eingeschlagen. Vorne an der Stummeldeichsel des Karrens war das Waagschiff an einem eisernen Segment befestigt, durch dessen Verstellung man den Angriffspunkt der Zugkraft nach rechts oder links verlagern und damit die Lage der Furche beeinflussen konnte. Die Hörner des Pfluges nannte man auch „Goazga“. Zwischen ihnen steckte ein kleines Schäufele, das zum Reinigen der Schar diente. Cholerische Pflüger warfen es zuweilen auch ihren Zugtieren ins Kreuz. Schmale Stoppelstreifen, die der Pflug nicht erfaßt hatte, nannte man „Sau“, und sie gereichten dem Ackersmann nicht zur Ehre.

Der fertige Strangen maß von Furche zu Furche 120 Zentimeter, was der Spurweite des damals gebräuchlichen Ackerwagens entsprach. Er wurde mit der Doppellegge geeegt, deren Hälften sich der Wölbung des Strangens anpaßten. Dann hängte sich der Bauer das leinene Sätuch um die Schultern und füllte es aus einem Maltersack mit dem sorgfältig gereinigten Saatgut. Bevor er seine wichtige Arbeit begann, warf er zwei Hände voll kreuzförmig über die Anwand. Dann begann er seinen rhythmisch-gemessenen Gang über den Acker. Das ausgeworfene Korn wurde durch die Bockel- oder Wiege-Egge eingestrichen. Sie trug auf ihrem Rücken Holme, an denen sie während des Eggens dergestalt geschaukelt wurde, daß ihre Zähne die ganze Wölbung des Strangens bestrichen.

Bald lag die aufgegangene Saat, die man in diesem Zustand „Sauma“ nannte, unter dem Schnee. An kalten Wintertagen saßen die Weibslente im warmen Kuhstall beim „Benderstricka“. Zwei Halmbündel entsprechender Stärke aus dem vorjährigen Roggenstroh wurden auf der Ährenseite verknotet, gegenseitig etwas verdreht und zu je einem halben Schober (30 Stück) in Büschele gebunden. Diese Bänder wurden zum Binden der Garben im nächsten Sommer benötigt und auf den großen Höfen zu Tausenden gemacht. Im zeitigen Frühjahr las man auf den Saaten Steine und warf sie auf die Wege. Im Mai begann das Stechen der Disteln mit dem lanzenähnlichen „Dischlsteachr“. Dann hatte der Acker Ruhe bis zur Ernte.

II. Die Ernte

Der „Augschta“ begann mit dem Schnitt des Roggens um St. Jacobi (25. 7.). Am Sonntag davor bekamen die Ehehalten ihr „Stärkegeld“; die Knechte zwanzig, die Mägde zehn Mark. Das war ein Aufgeld für die besonders harte Arbeit der Ernte. Dann gaben die großen Bauern mit dem ersten Schnitt das Zeichen zum allgemeinen Beginn. Zuerst ging es in den Roggen. Von ihm wurde im allgemeinen nur soviel angebaut, als man zum eigenen Bedarf brauchte. Das Schwergewicht lag beim Brotgetreide auf den Vesen. Diese ließ man wegen ihrer brüchigen Ähren nicht auf dem Halme reifen, sondern mähte sie fast noch grün. Sie reiften dann auf dem Acker liegend nach.

Geschnitten wurde mit der „Korasäges“, die sich von der Grassense in der Form unterschied. Ihr Worb hatte nur in der Mitte einen senkrecht zum Sensenblatt stehenden Griff für die rechte Hand. Das Worbende lag wie ein Rechenstiel in der Linken des Schnitters. Sensenwärts trug der Worb einen senkrechten, stoffbespannten Holzbügel, der die fallenden Halme in eine Richtung lenkte. Das Kornmähen war nicht so anstrengend wie die gleiche Arbeit im Gras. Freilich fand es nicht nur im Tau statt, sondern erstreckte sich auch bei größter Hundstagshitze über den ganzen Tag. Am besten mähte es sich nicht bei senkrecht stehenden, sondern bei gleichmäßig vom Schnitter wegeneigten Halmen. Lagergetreide erschwerte die Arbeit sehr; oft mußte dann quer zu den Furchen gemäht werden.

Das Korn wurde fast immer „nag'mäht“. Das heißt, die abgemähten Halme wurden von der Sense gegen das noch stehende Korn geschoben, von einer Magd oder Tagwerkerin, die jedem Schnitter beigegeben war, mit dem sichelförmigen „Semmlhauka“ aufgesammelt und in einem geschlossenen Schwaden, der „Semmlat“, quer über die Furche gebreitet. Nur die erste „Semmlat“ am Rande des Ackers, „am Oat nauf“, mußte aus Platzgründen parallel zur Furche gelegt werden und wurde deshalb „Gauskraga“ genannt. Bei besonders günstig stehendem Sommerkorn war es manchmal möglich, „wegzumähen“. Der Sensenbügel beförderte die Halme dann vom stehenden Feld weg und erzeugte, wenn der Schnitter geschickt und das Korn nicht zu lang war, ohne Frauenhilfe eine „Semmlat“.

Nachdem in unserer Gegend das Schneiden des Kornes mit der Sichel in der Zeit zwischen 1860 und 1870 aufgegeben wurde, blieb das Führen der Kornsense reine Männersache. Warum man das Korn solange auf mühselige Weise gesichelt hat, obgleich die Sense schon seit Jahrhunderten bekannt und auf der Wiese im Gebrauch war, läßt sich nur vermuten. Man muß sich vorstellen, daß das Korn in früherer Zeit als einziger Träger des täglichen Brotes sehr hoch geachtet, ja heilig gehalten wurde. Jede Ähre war kostbar, und vielleicht hätten es unsere Altvorden als Sakrileg empfunden, diese Gottesgabe einfach mit der Sense abzuheben, wie das Gras, das dem Vieh vorgeworfen wird. Diese Auffassung dürfte sich mit dem heraufkommenden Maschinenzeitalter und der Notwendigkeit, Korn als Handelsware in immer größeren Flächen anzubauen, allmählich zum zweckmäßigen Denken gewandelt haben.

Nach jener großen „Sichelhenke“ vor hundert Jahren mußten die Weibsleute im „Augschta“ „semmla“ und das damit verbundene leidige Buckelweh hinnehmen. Auch das zwölfstündige Schwingen der Sense in hochsommerlicher Hitze war kein Kinderspiel. Die Arbeitsordnung nahm darauf Rücksicht, denn sie räumte den Schnittern zwischen neun und zehn Uhr eine einstündige Brotzeit ein. Auch mittags wurde eine Stunde gerastet. Abends war die eigentliche Schnittergruppe von der Stallarbeit, dem „Greemache“, entbunden. Sie mähten bis gegen sieben Uhr und sollten dann so langsam nach Hause schlendern, „daß koi Schoßbendl gnagglar“. Bei diesem Heimgang wurde trotz der Müdigkeit noch gesungen. So hat es mir der alte Heidebauer in Lauben vor vierzig Jahren erzählt.

Nach dem Schneiden blieb das Korn in den „Semmlada“ auf dem Acker liegen, bis es trocken war, was bei gutem Wetter nur zwei bis drei Tage dauerte. Fiel Regenwetter ein, so mußten die „Semmlada“ auch „umgekehrt“ werden, was mit hölzernen „Gäbala“ geschah und recht umständlich war. Ein Aufstellen

des Kornes zu „Mandla“ war in Lauben nicht üblich. Es geschah allenfalls, wenn schon gebundene Garben naß geworden waren.

Das „Ei'führa“ begann bei trockenem Wetter schon am Vormittag ab zehn Uhr. Der erste Wagen brachte die nötige Anzahl „Benderbischala“ mit aufs Feld. Dann begann das seit Generationen geübte Zusammenspiel der vielen fleißigen Hände. Die Weibsleute sammelten das Korn mit ihren Semmelhaken zu einem guten Armvoll auf. Der Dienstbub schlug die Bänder mit dem Winde so, daß ihre Knoten in der Furche lagen. Er mußte sich bei vier bis sechs Semmlerinnen ganz schön tummeln und seinen Platz immer so wählen, daß er keiner im Wege stand. Jeweils zwei Arme voll mit den Ähren nach rückwärts in ein Band gelegt, bildeten eine Garbe.

Das Binden der Garben war Sache der Tagwerker. Die Älteren unter ihnen benutzten dabei einen „Bindnagel“, ein schlankes, spindelförmiges Holzstück, durch dessen Hebelwirkung die Garben besonders fest gebunden werden konnten. Oft war noch ein kleiner Bub als „Bandbieter“ angestellt. Er mußte den Garbenbindern das jenseitige Bandende hochreichen, damit die Arbeit schneller voranging. Die gebundene Garbenreihe nannte man einen „Jau“.

Das Laden des Fuders besorgte meist der Bauer selbst; der Knecht bot auf. Die dazu benutzte „Koragabl“ hatte nur zwei Zinken und einen langen Stiel. Das Aufbieten der schweren Garben, die wenigsten dreimal soviel wogen, wie die heute von einem Binder produzierten, war keine leichte Arbeit und erforderte einen ganzen Mann. Wer nicht ausgelacht werden wollte, durfte dabei kein „Mausloch macha“, also den Gabelstiel nicht in die Erde stemmen. Diese Erleichterung wurde höchstens einem halbwüchsigen „Knechtla“ zugestanden. Das Laden eines Fuders ging beim Korn schneller als beim Heu. Es war auch nicht so schwierig, da sich die langen Garben besser im Verband hielten. Beim Heu nannte man eine Schicht auf dem Fuder „Überladat“, die Garbenlagen hießen jedoch „Äadr“. Sie wurden vorne oder hinten auf dem Wagen begonnen und in der Mitte geschlossen. Ein großer Bauernwagen wurde in der Regel mit vier „Äadr“ beladen; das Fuder enthielt dann etwa zwei Schober oder 120 Garben. Ein Garbenfuder brauchte weder Wiesbaum noch Seil.

Auf den großen Höfen wurden zum Einfahren drei „Mehna“ benutzt. Mit zwei Gespannen wurde geladen, mit dem dritten brachte der Altbauer die Fuder auf den Hof und kehrte mit einem leeren Wagen zurück. Daheim auf der Haus- oder Stadeltenne wirkten die Ablader. Das waren Tagwerker und die zur Erntehilfe verpflichteten Handwerker. Schmied und Wanger waren davon ausgenommen, denn sie hatten während der Ernte genug zu tun, die Baumannsfahrnisse des Dorfes in Ordnung zu halten.

Der zuerst eingefahrene Roggen wurde mittels des unter dem Dachfirst hängenden Haspels durch die beiden „Ürbadalöcher“ auf den obersten Dachboden gezogen. Der Bua auf dem Fuder „schlug an“. Während die eine Garbe nach oben sauste, schlug er den freien „Häkel“ unter das Band der nächsten Garbe. Er mußte jeden „Äadr“ an der Schlußgarbe beginnen und in der richtigen Reihenfolge weitermachen. Andernfalls gingen die Garben auf, oder rutschten aus dem Band, was ein heftiges Donnerwetter von der „Ürbada“ herab zur Folge hatte. Zum Aufziehen brauchte man einen fixen Kerl. Mit wenigen Zügen riß er die Last bis unter den Haspel, griff nach dem Häkel und schleuderte die Garbe mit einem gewaltigen Schwung dem „Beiger“ zu, der sie in den Stock packte. Oben unter dem Dach war es sehr heiß und der Schweiß floß in Strömen. Aber nur der Roggen wurde dort hinaufbefördert; er benötigte die darrende Hitze, weil man ihn zuerst dreschen wollte.

Die Vesen kamen auf die „Onderürbada“, bei den großen Bauern in die „Viertel“ der Städel. Zum Füllen der letzteren brauchte man keinen Haspel. Die Garben wurden vom Fuder aus mit der Gabel hineingeworfen und vom Beiger verteilt. Erst wenn die „Viertel“ bis zur Höhe der „Onderürbada“ gewachsen waren, mußte wieder aufgezoogen werden. Das Tempo des Abladens wurde durch die Entfernung des Ackers vom Stadel diktiert und diese war meist gering. Zwanzig Fuder Vesen und mehr an einem Nachmittag ins Viertel zu werfen oder zu beu-

gen, das verlangte schon den letzten Einsatz. Diese Schwerarbeit wurde durch reichliche Zugabe von gutem Flaschenbier gefördert, während man sich draußen auf dem Acker mit Apfelmose oder künstlichem Fruchtsaft begnügte.

Der „Augschta“ war damals, als man noch keine helfende Maschine kannte, für alle Beteiligten, ob Mann, Weib oder Kind, eine Zeit schwerster Arbeit. Da bestimmte kein Glockenzeichen, kein Abendläuten mehr das Ende der Arbeit, nur die sinkende Sonne gebot Feierabend. Die Bäuerinnen griffen tiefer in die Schmalzhäfen, sie holten das letzte Rauchfleisch aus dem Kamin, sie stellten Butter, Käse und Bier auf die sonst recht einfachen Tische. Jeder fügte sich dem ungeschriebenen Gesetz der Ernte, jeder gab sein Bestes und hinterher redete man voll Stolz von dem Geleisteten.

Von besonderen Bräuchen beim Einfahren des ersten oder des letzten Fuders weiß ich nichts zu berichten. Die immer mehr aufkommende Milchwirtschaft hatte schon damals die Schlüsselstellung des Getreides gebrochen und damit wohl manche alte Sitte abgehen lassen. Und wenn damals noch eine Magd dem letzten Fuder eines Ackers einen rasch vom Boschen gerissenen Zweig hinter den Sprauß steckte, so mag dies vielleicht der letzte Rest einstiger Bräuche gewesen sein.

Dann wehte der Wind über die Stoppelfelder, im Schwäbischen „Weisch“ genannt. Die verlorenen Halme und Ähren sammelte der plumpe, hölzerne, von Menschenhand gezogene Schlepprechen. Er hatte in der Mitte ein Gelenk, damit er sich genau in die Furche schmiegte. Erst wenn diese „Reachat“ heimgefahren war, kamen arme Weiber zum „Ähra“. Dieses Ährenlesen erlebte in der Papiermarkzeit und in den Jahren 1945/48, als der Weizen eine wertbeständige Devisen darstellte, seine letzte große Blüte.

III. Das Dreschen

Das Dreschen des ganzen Getreides mit dem Flegel fand in Lauben um die Jahrhundertwende sein Ende. Kleine Bodendreschmaschinen, die durch Göpelwerke betrieben wurden, legten die erste Bresche. Dann kamen Dampfdreschsätze ins Dorf und zogen von Hof zu Hof. Ab 1913 floß der elektrische Strom durchs Günstal, und bald hatte jeder Bauer die seiner Hofgröße angemessene eigene Dreschmaschine über der Tenne auf dem „Bödele“ stehen. Man sagte jetzt nicht mehr „mir dreschat“, sondern „mir maschenat“. Mit diesen neuen Maschinen wurde alles gedroschen, nur der Roggen nicht. Man brauchte ja sein langes, unversehrtes Stroh zum Stricken der Garbenbänder. Nur diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß in Lauben das Flegeldreschen um 1920 noch in vollem Schwange war.

Richtig dreschen konnte man nur auf einer Holzbodentenne; auf einer steinernen Tenne barsten die Flegel. Außerdem fehlte hier jene dröhnend-federnde Resonanz — heute würde man vielleicht Ultraschall sagen —, die das Lösen der Körner aus den Ähren förderte. Der Flegel, dieses uralte Werkzeug des Ackerbaues, hatte einen Stiel aus Hasel oder Esche, an dem die hagebuchene Keule mit schweinsledernen Riemen befestigt war. Der Stiel war an den Griffstellen spiegelblank, denn er drehte sich beim Dreschen ständig in der Hand. Die Flegel waren nicht einheitlich groß; jeder wählte das seiner Kraft und Ausdauer entsprechende Gerät.

Im allgemeinen drosch man mindestens zu dritt, doch klang dieser Dreivierteltakt etwas lahm. Einen sehr anregenden Rhythmus gab es zu viert, oder auf einer größeren Tenne zu sechsen. Auf den Stadeltennen der großen Bauern schwangen zwei Sechsergruppen gleichzeitig die Hölzer, aber ihre rasche Schlagfolge deckte sich nicht mehr im gleichen Zeitmaß. Dem jeweiligen Dreschertakt waren sinnfällig Sprüche unterlegt, von denen ich drei behalten habe. Bei drei Flegeln hieß es:

„Schla' — — du — — zua — —
i — — hau — — gnua“.

Aus dem Vierschlag hörte man die muntere Aufforderung:

„Koch — a — dik — ka —
gua — ta — Sup — pa!“

Bei dem Halbdutzend-Chor klang es im Sechs-Achtel-Takt:

„Uf — dr — Fle — gl — hen — ka —
Dau — geits — Ap — fl — küach — la!“

Der donnernde Wirbel einer Zwölfergruppe ließ sich nicht mehr artikulieren. Unter jeder Dreschergruppe befand sich ein „Dennamoischtr“. Er hatte den schwersten Flegel, schlug zuerst zu und interpunktierte die Schlagfolge durch einen besonders kräftigen Hieb. Er bestimmte auch das Tempo und brachte einen ins Wanken geratenen Takt wieder ins Lot.

Das Dreschen begann mit dem Herabwerfen von 12 Garben auf die Tenne. Bei großen Tennen nahm man auch mehr. Die Garben wurden mit dem „Fidla“ zu den beiden Längswänden hingelegt und im gebundenen Zustand zweimal übergedroschen. Darnach löste man die Bänder und breitete das Korn so aus, daß es in zwei Lagen die Tenne bedeckte und die Ähren sich an der Mittelachse trafen. In langsamem Vorrücken — Gesicht gegen Gesicht — gingen die Drescher darüber hin. Ihre Schläge galten in der Mehrzahl der Ährensasse, aber auch die übrige Fläche wurde beschlagen, da sich hier ebenfalls einzelne Ähren befanden. Das Dreschgut wurde einmal gewendet, dann gebunden, nochmals abgedroschen, ausgeschüttelt und auf den Hof gelegt. Das gedroschene und gebündelte Roggenstroh nannte man nicht „Buschel“, sondern „Schaub“. Zum Schluß der „Tour“ wurden die ausgedroschenen Körner beiseitegelegt und das Spiel begann von neuem.

Als noch die ganze Ernte mit dem Flegel gedroschen werden mußte, zog sich diese Arbeit bis Martini (11. Nov.) und länger hin. Es wurde frühmorgens schon beim Laternenschein begonnen, es soll dabei auch Branntwein gegeben haben, die Arbeit war sicher sehr eintönig und mühsam, und der sprichwörtliche „Drescherappetit“ wird schon seine Ursache gehabt haben. So wurde der Tag der „Flegelhenka“ sicher nicht nur wegen der traditionellen „Apfelküachla“, die jede Bäuerin an diesem Tage buk, freudig begrüßt.

An diesem Tage übte man auch einen alten Brauch. Wer ausgedroschen hatte, neckte einen anderen, der noch nicht fertig war, mit der sogenannten „Saumutz“. Dieses, einem gebackenen Zopfbrötchen ähnliche Gebilde flochten die Mägde aus Stroh und Herbstblumen. Ein kecker Jungknecht mußte es einem noch dreschenden Bauern mitten im Flegeltakt auf die Tenne werfen. Aber dort war man meist auf der Hut. Kaum war die „Saumutz“ geworfen, schon ließ alles die Flegel fallen und setzte dem Burschen nach. Eine wilde Jagd hetzte durch das Dorf, die erst ein Ende fand, wenn der Verfolgte seine eigene Tenne wieder erreicht hatte. Wurde er vorher ergriffen, dann schwärzte man ihm das Gesicht mit Lampenruß, fesselte seine Arme mit Strohbinden auf dem Rücken, setzte ihn auf einen Ochsen und führte ihn im Triumph durchs Dorf.

Nun war zwar das Dreschen beendet, aber in einer Ecke der Tenne lag ein großer Haufen Korn zum „Aufputza“. Die „Blähmühle“ wurde aus dem Schopf geholt und mitten auf der Tenne aufgestellt. Sie war fast ganz aus Holz gefertigt und enthielt in ihrem Innern eine sinnreiche Mechanik aus Rüttelwerk, Gebläse und schräg liegenden Sieben.

Das Putzgut wurde mit einer Wanne oben in den hölzernen Trichter geschüttet, eine auf dem Melkstuhl stehende Magd „rührte ein“, der Knecht drehte die „Währa“, worauf sich die Blähmühle mit lustigem Geklapper in Bewegung setzte. Die Spreu — auch „Schweines“ genannt — wurde gegen das hintere, geschlossene Tennentor geblasen, auf der Gegenseite kam unten das geputzte Korn zum Vorschein. Es wurde in ein rundes Handsieb geschüttet und in die hölzerne, etwa fünf Malter = 750 Liter fassende „Korabrenta“ „geräadat“.

Kein Bauernhof war ohne Maltersäcke. Sie wurden aus sehr festem grauen Drillich gefertigt und faßten etwa zweieinhalb Zentner Korn. Meist trugen sie den Namen des Bauern, seine Hausnummer und die Jahreszahl ihrer Anschaffung; außerdem zwei heraldische Löwen, die ein Mühlrad hielten. Diese Säcke wurden beim Auftragen des Kornes in die „Korakammer“ nur etwa zur Hälfte gefüllt und dort in ein Gefach entleert. Prall gefüllt und mit vollem Gewicht erschien der Maltersack nur im Verkehr mit Mühle und Schranne.

Nun lag die Frucht der Äcker perl sauber in den Gefächern der Kornkammer. Der Roggen als „Kera“, die Vesen noch von den Spelzen umschlossen. Aus diesen schälte sie der Müller im sogenannten „Gerbgang“. Er lieferte den blanken „Kera“ zurück, der nun in die Schranne wanderte. Die Spelzen, „Spruil“ genannt, dienten im Haushalt der Bäuerin zum Verpacken der Eier.

Die endgültige „Flegelhenka“ vollzog sich im Günstal um 1925. Man war auf den Gedanken gekommen, daß sich Korn auch mit einer besonders zurechtgemachten Grasmähmaschine schneiden ließ. Die Semmlerinnen und die nun zu Semmlern degradierten Schnitter wurden angewiesen, das aufgesammelte Getreide sofort in kleine Garben zu binden. Zu diesem Zweck reichte die einfache, dem Erntegut unmittelbar entnommene Strohlänge aus. Man brauchte also keine „Bender“ mehr striken. Damit war auch das Flegeldreschen des Roggens überflüssig geworden. Das Aufkommen der Bindermähmaschine Ende der zwanziger Jahre vollendete diese Entwicklung.

IV. Das Backen

Zum Backen gehört Mehl, zum Mehl die Mühle. Jedes Dorf hatte natürlich seinen Müller, bei ihm ließ man das Korn für den Hausbedarf im Lohn mahlen. Der Roggen lieferte „ruggenes“, die Vesen „weißes“ Mehl. Es wurde im Speisgaden des Hauses in der „Meahltrucha“ verwahrt und mit einem „Meatzla“ herausgemessen. Auch die Kleie, „Grüsch“ genannt, lieferte der Müller zurück. Ein weiteres wichtiges Mahlprodukt hieß „Muasmeahl“. Es bestand aus dem vollen, griesartig geschrotenen Vesenkern und bildete den Grundstoff für das frühere so beliebte Pfannemus oder Rohrmus.

Das Brotbacken oblag der Bäuerin. Jeder Hof hatte im Obstgarten seine „Bachkucha“, eine kleines Häusle mit einem dicken Kamin. Es umschloß die Backstube, den großen, gewölbten Ofen und das Aschenhaus. Gebacken wurde in der Regel einmal im Monat und zwar hauptsächlich Roggenbrot. Das Mehl wurde am Abend zuvor in den hölzernen Knettrog geschüttet, mit

Wasser und Salz ein kleines Teigbett darin angerührt und mit dem „Urhalm“ gesäuert. Dieses „Urhalm“ war ein Teigrest vom letzten Backen, ein Sauerteig also, der zusammen mit etwas Bier- oder Preßhefe als Treibmittel diente. Der Knettrog mit dem gesäuerten Teigbett blieb über Nacht in der warmen Stube stehen.

Am folgenden Morgen wurde der Backofen angeheizt. Man verwendete dazu besonders lange, eigens für diesen Zweck bestimmte „Brotbadscheiter“ aus Tannenholz, die neben der Backküche aufgebeugt waren. Dann knetete die Bäuerin ihren Teig und ließ ihn durch zwei Mannsbilder im Knettrog zur Backküche tragen. Mittels entsprechender Geräte schob sie das inzwischen zu rauchloser Glut verbrannte Holz an die Wände des Ofenraumes, fegte die Asche beiseite, formte auf der runden Holzschaukel den Teig zu Laiben und schoß sie ein. Meist wurden auch zwei Laibe Weißbrot mitgebacken.

Nach zwei Stunden war das Brot gar. Es wurde hervorgeholt, die Oberseite mit einer ins Wasser getauchten Bürste abgeschreckt und nach dem Auskühlen im Keller hochkant auf der von der Decke schwebenden „Brothenka“ gelagert. Die Anzahl der Laibe richtete sich nach der Größe des Hauswesens und war so bemessen, daß der Vorrat möglichst lange reichte, wenn der letzte Laib auch etwas Schimmel ansetzte.

Dieser Backtag brachte noch eine Besonderheit hervor, die „Weißen“. Das waren runde, fladenähnliche Gebilde aus den Teigresten, die in der Nachhitze des Ofens gebacken wurden. Die „ruggenen“ Weißen waren im Sommer mit Schnittlauch und Schnattera, im Winter mit Sauerkraut belegt. Die „weißen Weißen“ bestreute die Bäuerin meist mit Zwiebeln. Frisch und knusprig aus dem Ofen schmeckten sie einfach köstlich.

Dann lag der dunkelbraun glänzende Brotlaib auf dem blanken Tisch der Bauernstube. Die Bäuerin hob ihn auf, stemmte ihn gegen ihren Leib, aber bevor sie ihn anschnitt, schlug sie mit dem Messer das Zeichen des Kreuzes über das Brot. Zwischen diesem Kreuz und dem gleichen Zeichen, mit dem der Bauer vor einem Jahr die ersten Saatkörner über die Anwand seines Ackers geworfen hatte, lag alle Mühe, aber auch aller Segen der Arbeit beschlossen, wie sie nach dem Willen des Schöpfers seit Anbeginn mit allem Ringen um das tägliche Brot verbunden sind.

Vorgeschichtsfunde im Landkreis Memmingen

Um den Freund der Heimatgeschichte auf dem laufenden zu halten über die Bodenfunde der jüngsten Zeit, erachten wir es für richtig, die an anderer Stelle veröffentlichten Fundberichte auch in unseren „Memminger Geschichtsblättern“ abzudrucken. Letzten Endes soll jedes gefundene Zeugnis der Vergangenheit in unserer Zeitschrift festgehalten sein. Im folgenden sind die Fundberichte aus „Bayerische Vorgeschichtsblätter“ Bd. 25, 1960 (Fundchronik für das Jahr 1959), hrsg. vom Bayer. Landesamt für Denkmalpflege München, Abt. Vor- und Frühgeschichte, abgedruckt; für die Erlaubnis zum Nachdruck sprechen wir Herrn Dr. Hans-Jörg Kellner unseren Dank aus. Die Reihenfolge der Fundorte richtet sich nach der Zeitfolge; sie beginnt also in der Vorgeschichte und endet im Mittelalter. VN bezeichnet die Nummer im Sammelheft der vorgeschichtlichen Funde, IN bezeichnet die Inventarnummer in der Kartei aller Museumsgegenstände.

(Die Schriftleitung)

Boschach, Gd. HAITZEN (Ldkr. Memmingen). Auf dem „Eyberg“ an der Boschach 667 m über N. N. und über einem eiszeitlichen Flußtal gelegen, wurden zwei Artefakte aus schwarzem Lydit aufgelesen. Es handelt sich um eine kleine, 2 cm lange und 1,5 cm breite, allseits geschlagene Spitze mit schräger Basis. Die rechte Seite ist durchlaufend, sehr sorgfältig steil gedengelt. Die Spitze hat den Charakter frühester geometrischer Mikrolit. Das zweite Stück ist ein 4 cm langes zinken-

artiges Gerät mit linksseitiger, leicht konkaver, kräftiger und steil gehaltener Terminalretusche. Die rechte Seite ist teilweise, die Unterfläche umlaufend vom Rande her flach überschlagen. Auf der Ober-, wie Unterseite sind Reste der ursprünglichen Haut belassen. Das Stück ist aus einem Frostscherben gearbeitet. Wohl eher Epipaläolithikum, als Tardenoisien. Verbleib Museum Memmingen (VN. 349 u. 350; IN. 2,793 u. 2,794) (Textbild 3, Nr. 1 u. 2).

K. Schnieringer u. H. J. Seitz.

TRUNKELSBURG (Ldkr. Memmingen). In der nächsten Umgebung des Schlosses wurden oberflächlich zwei aus rötlich-weißem Hornstein gefertigte Artefakte gefunden. Es handelt sich um das Basisbruchstück einer scheinbar vorgeschlagenen, also unfertigen, ober- und unterseits flach übermuskelten Lanzenspitze und um ein kleines glattes, prismatisches Messer mit linksseitiger, gebrauchtscherbentragender Schneide und rechtsseitig belassenem, kräftigem Rindenrest. Beide Stücke sind zweifellos aus der gleichen Hornsteinknolle geschlagen, deren Herkunft aus dem Jura eindeutig ist. Verbleib Museum Memmingen (VN. 352 u. 353, IN. 2,796 u. 2,797) (Textbild 3, Nr. 3 u. 4).

H. J. Seitz.

Eggisried, Gde. GUGGENBERG (Ldkr. Memmingen). Ein bereits 1939 in der Flur „Kreuzacker“ aufgelesenes Hornsteinmesser wurde jetzt bekannt; es handelt sich um eine glatte, 6,8 cm lange, prismatische Klinge mit wechselständig eingekerbter Basis aus grauem, gestreiftem (Platten-) Filex jurassischer Herkunft. Da dieser Werkstoff in Nordschwaben ausschließlich

an das Epipaläolithikum gebunden ist, ist die Klinge wohl auch hierher zu rechnen. Verbleib Museum Memmingen (VN. 348, IN. 2,792) (Textbild 3, Nr. 5). K. Schnieringer u. H. J. Seitz.

Boschach, Gde. HAITZEN (Ldkr. Memmingen). Eine bereits 1940 auf dem „Eyberg“ oberflächlich aufgelesene 5,3 cm lange, hochprismatische, aus weißlichgrauem, dichtem und feinem Jaspis gefertigte Klinge gelangte in das Museum Memmingen. Wohl Vollneolithikum (VN 351, IN. 2,795) (Textbild 3, Nr. 6).

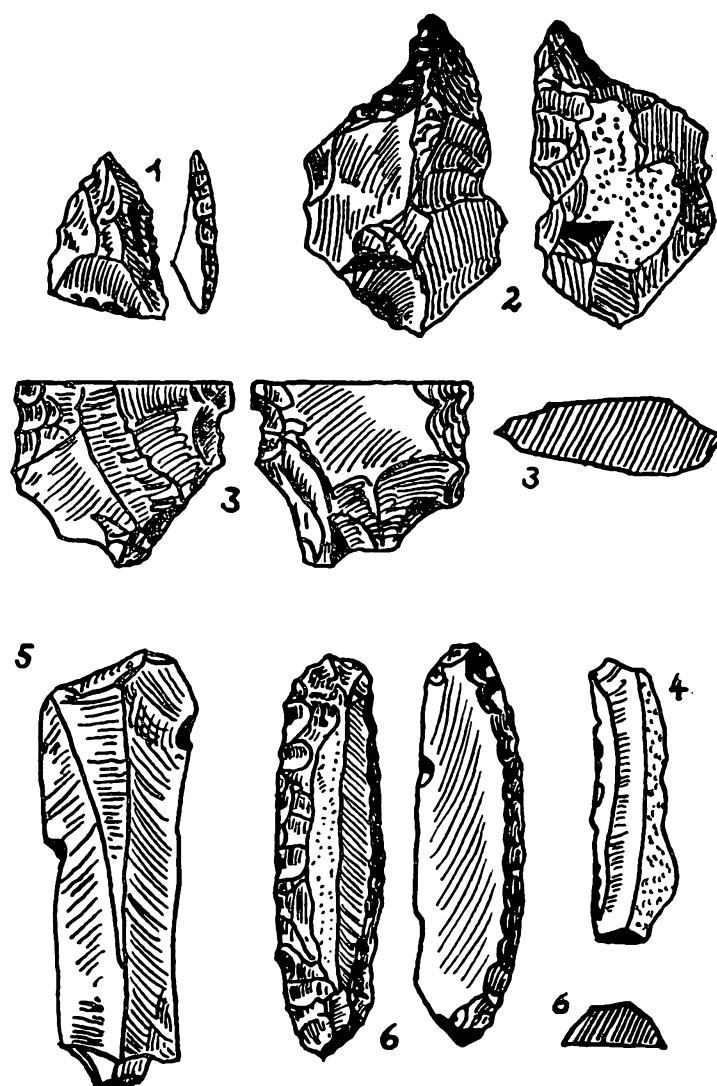
K. Schnieringer u. H. J. Seitz.

Hoher Rain bei Unterbinnwang, Gde. KRONBURG (Ldkr. Memmingen). Der Hohe Rain ist ein Höhenrücken, der südöstlich Kronburg das rechte Illerufer begleitet; sein südlicher Teil war 1936 Gegenstand einer Untersuchung durch L. Ohlenroth (Allg. Geschichtsfreund 41, 1937, 87; Schwabenland 11/12, 1940, 293; Memminger Geschichtsblätter 1952/53, 22). Ohlenroth fand neben vorgeschichtl. und mittelalterlichen Besiedlungsspuren insbesondere ein 7,2 zu 13,0 m großes rechteckiges Fundament mit einem Vorbau, das er mittels einer „spätromischen glasierten Reibschale“ (z. Z. im Museum Memmingen unauffindbar) als keltisches Höhenheiligtum römischer Zeit ansprach. Eine kleine Nachuntersuchung der Spätromischen Kommission 1959 erbrachte in drei Suchgräben im stark gestörten Gelände außer einer intensiven vorgeschichtlichen Besiedlung nur frühmittelalterliche Befunde. Zur vorgeschichtlichen Periode, nach Aussage der insgesamt noch unbearbeiteten Scherbenmassen hauptsächlich hallstattzeitlich, aber wohl auch hügelgräberbronzezeitlich, dürfte der 2,8 m breite untere Teil eines Sohlgrabens gehören, der sich am Osthang fand (eine weitere Überprüfung in anderen Schnitten ist notwendig). Die mittelalterliche Keramik stammt hauptsächlich aus einer dunkelhumosen Deckschicht und deutet zeitlich auf einen Burgstall; Übereinstimmungen ergaben sich insbesondere mit der Keramik von Romatsried (Museum Kaufbeuren; von Ohlenroth ins 10.—12. Jh. datiert) und Unterthingau (Museum Kaufbeuren; von Ohlenroth ins 13. Jh. datiert). In den gleichen Zusammenhang weist der Grundriß des „Heiligtums“, der sich ganz entsprechend, nur in etwas geringeren Maßen, in Romatsried bei Kaufbeuren findet (Schwabenland 11/12, 1940, Abb. 30) und dort zur frühmittelalterlichen Siedlung gehört. Römische Provenienz scheidet jedenfalls aus.

J. Garbsch und N. Walke.

WORINGEN (Ldkr. Memmingen). Unmittelbar nördlich der Pfarrkirche Woringen entdeckte H. Zeller 1959 Fundamente, die auf drei mittelalterliche Kirchengrundrisse hindeuten dürften; da hierbei verschiedentlich römische Ziegel zum Vorschein gekommen waren (Memminger Geschichtsblätter 1958, 12), untersuchte die Spätromische Kommission bei der Bayer. Akademie der Wissenschaften das in Betracht kommende Gelände in zwei kleinen Probeschnitten. Schnitt 1 nordwestlich der Pfarrkirche lag am Westrand der genannten Fundamente und traf bis in eine Tiefe von 1,6 m auf mittelalterliche Skelette, die ihrerseits alle anderen Spuren verwischt hatten; auffällig waren einige römische Tuben- und Tegulastücke in sekundärer Lagerung. Schnitt 2 unmittelbar nördlich neben dem Pfarrkirchenturm traf in einer Tiefe von 1,7 m auf die Grenze des gewachsenen Bodens mit einer Kulturschicht, für deren Datierung bislang lediglich ein frühmittelalterliches Scherbchen vorliegt. In dieser Kulturschicht eingetieft waren zwei sich überschneidende Fundamente, von denen Zeller das jüngere als zu einer romanischen Apsis gehörig ansprach; diese Fundamentmauer enthielt auffallend viele behauene Tuffquader und römische Ziegel als Spolien.

Ließen sich also bislang keine römischen Bauteile oder Kulturschichten nachweisen, so deuten die verstreuten Ziegel doch auf ein nicht allzu entferntes römisches Bauwerk. Hierbei an einen Gutshof zu denken, fällt angesichts der Scherbenarmut schwer; am ehesten paßt das Bild auch in Anbetracht der leicht erhöhten Lage der Grabungsstelle dicht neben der Römerstraße Kempten-Kellmünz zu einem spätromischen Burgus. Die Entfernung zum bekannten Wachturm Dickenreis beträgt 3,5 km



Textbild 3: Vorgeschichtsfunde aus dem Landkreis Memmingen.
1, 2, 6: Boschach, 3 u. 4: Trunkelsberg, 5: Eggisried,
(Aus „Bayerische Vorgeschichtsblätter“ Jg. 25, 1960, S. 219).

und wäre nur etwa 0,2 km geringer als diejenige vom Burgus Dickenreis zu dem unter der Martinskirche in Memmingen.

J. Garbsch und N. Walke.

MEMMINGEN. Der heute noch streckenweise befahrene „Alte Postweg“, Teil eines Altstraßenzuges von Ferthofen a. d. Iller nach Memmingen, stößt südwestlich Memmingen auf den Postwangweg; in dem in Richtung Memmingen anschließenden Wiesengelände Pl. Nr. 2382 und 2383 ist die Fortsetzung des Dammes noch gut sichtbar. Hier untersuchte die Spätromische Kommission bei der Bayer. Akademie der Wissenschaften 1959 den Damm in einem 13 m langen Schnitt mit folgendem Ergebnis. Über dem gewachsenen Lehm lag eine bis zu 0,6 m mächtige lehmig-humose Kulturschicht mit Siedlungsspuren (Pfosten) und hochmittelalterlichen Fundeinschlüssen (ein Topfrand dürfte etwa ins 13. Jh. anzusetzen sein). Erst über dieser Schicht zeigte sich, zumeist unmittelbar, stellenweise über einem Unterbau aus Rollsteinen, ein bis zu 5,2 m breiter und 0,5 m hoher, mehrperiodiger Sand-Kiesstraßenkörper, in dessen unteren Lagen sich intensive Fahrspuren erhalten hatten. Die Fundeinschlüsse (im unteren Straßenkörper ein spätmittelalterliches Glas) und die darunter liegende Kulturschicht datieren den Straßenkörper spätmittelalterlich bis neuzeitlich; vormittelalterliche Straßenspuren ließen sich nicht gewinnen, so daß die Vermutung, im Zuge des „Alten Postweges“ eine römische Straße zu sehen, nicht zu bestätigen war, ein Ergebnis, zu dem H. Zeller an anderer Stelle gleichfalls gelangte (Memminger Geschichtsblätter 1958, 10).

R. Christlein und N. Walke.

(Anmerkung der Schriftleitung: Verbleib der Fundstücke nicht bekannt)

Aus Arbeiten zur Geschichte von Stadt und Landschaft

Schriften zur Kirchen- und Rechtsgeschichte.

Darstellungen und Quellen. Herausgegeben v. Ekkehart Fabian, Tübingen.

6. Heft: *Die Abschiede der Bündnis- und Bekenntnistage protestantischer Fürsten und Städte 1529—1530. Tübingen 1960. 138 Seiten.*

9./10. Heft: *Die Beschlüsse der Oberdeutschen Schmalkaldischen Städtetage, 1. Teil: 1530—1531. Tübingen 1959. 210 Seiten.*

14./15. Heft: *Die Beschlüsse der Oberdeutschen Schmalkaldischen Städtetage, 2. Teil: 1531 (Juni) — 1532. Tübingen 1959. 202 Seiten.*

21./24. Heft: *Die Beschlüsse der Oberdeutschen Schmalkaldischen Städtetage, 3. Teil: 1533—1536. Tübingen 1960. 376 Seiten.*

Über diese hochinteressante Reihe von Darstellungen und Quellen zur Reformationgeschichte schreibt Lic. Paul Schattenmann in der Zeitschrift für Bayerische Kirchengeschichte: „Zu einem außerordentlich wertvollen Hilfsmittel für die deutsche Reformationgeschichte hat sich diese Schriftenreihe entwickelt. Sie bietet eine wertvolle Ergänzung der Ausgaben der Reichstagsakten und gibt die Möglichkeit, bisher kaum bekannte, auf alle Fälle aber nur schwer benützbare Aktenstücke in bequemer Weise zur Arbeit heranzuziehen. Vor allen Dingen an dem ersten der hier angezeigten Bände ist die bayerische Reformationgeschichte ungemein stark interessiert. Haben doch von den 11 Tagungen, deren Abschiede hier mitgeteilt werden, nicht weniger als 8 auf bayerischem Boden stattgefunden“. Soweit diese Würdigung. Von besonderer Bedeutung ist nun für unsere Stadt, daß drei dieser Städtetage in Memmingen stattgefunden haben, nämlich im Mai, im Juli und im September 1529. Der Herausgeber bringt die „Abschiede“ bzw. „Beschlüsse“, die Briefe der Bürgermeister und Räte der oberschwäbischen Städte, der evangelischen Fürsten u. a. m. im Wortlaut, versehen mit textkritischen und erläuternden Anmerkungen.

Stadtbibliothekar Friedrich Dobel hat in seiner Reformationgeschichte 1877 einmal schon den Anfang gemacht, die handschriftlichen Quellen aus dieser Zeit zu veröffentlichen, und dabei den Ratsherrn und Abgesandten Hans Ehinger besonders ins Auge gefaßt. Die vorliegende Schriftenreihe reicht inhaltlich und zeitlich wesentlich weiter. Memmingen war bei den 14 oberdeutschen Städten, die am 25. 4. 1529 in Speyer zusammen mit den evangelisch gesinnten Fürsten protestiert hatten. In Memmingen begannen nun die sich durch Jahre hinziehenden Verhandlungen der Städte und Fürsten, die zum Augsburger Bekenntnis (25. 6. 1530), zur Gründung des Schmalkaldischen Bundes (27. 2. 1531) und zur Auflösung des Schwäbischen Bundes (1534) führten. Diese ganzen spannungsreichen und eifrigen Verhandlungen kommen in den vorliegenden Bänden durch die Wiedergabe der Originalberichte zu einer ungemein lebhaften und plastischen Darstellung. Man spürt, wie mit heißem Herzen und mit starkem Glauben gehandelt wird. Für die Memminger Geschichte ist noch besonders erfreulich, daß im letzten Band (Anhang 1 und 2) die Liste der Memminger Bürgermeister und der „Geheimen Räte“, der sogenannten „Sechs“, von 1517 bis 1552 gebracht wird; denn das waren die Leute, auf deren Schultern die Hauptverantwortung in diesen ereignisvollen Jahren ruhte.

Sehr erfreulich und förderlich sind auch die umfangreichen Literatur-, Personen-, Orts- und Sachverzeichnisse in allen Bänden, wie auch die übersichtlichen Inhaltsangaben. Jeder Geschichtsforscher oder Geschichtsliebhaber wird sich freuen, daß Dr. Ekkehart Fabian mit seinen „Quellenbüchern“ ihm die Reformationszeit so verlebendigt und sein Wissen erweitert.

Hermann Erhard

Klaus Freiherr von Andrian-Werburg: Die Urbare der Herrschaft Kronburg 1529—1651. Kempten, Verlag für Heimatpflege 1961 (= Allgäuer Heimatbücher 49, Alte Allgäuer Geschlechter XXXIII). 130 S., 2 Bildtafeln.

Im vorliegenden Band der Alten Allgäuer Geschlechter wird zum erstenmal der Versuch unternommen, Umfang und Grundbesitz eines Territoriums an Hand aller überlieferten Urbare vom Einsetzen dieser Überlieferungsart an bis herauf in eine Zeit festzuhalten, von welcher aus der Anschluß an die Grundsteuernkataster des frühen 19. Jahrhunderts verhältnismäßig leicht zu erreichen ist. Die vorliegende Ausgabe vereinigt fünf Urbare, also Einkünfteverzeichnisse, der Herrschaft von 1529, 1534, 1603 und 1651, die bis auf das Original von 1603 im Schloßarchiv Kronburg verwahrt sind. Die Herrschaft Kronburg umfaßte seit dem 16. Jahrhundert den Bezirk der alten Pfarrei Illerbeuren und bestand in der Hauptsache aus österreichischen, nellenburgischen und stiftkemptischen Lehen sowie aus Eigengut der Herrschaftsinhaber, der Herren von Rechberg und von Westernach. Wie die etwas zu knappe, aber sehr zweckdienliche Einleitung des Herausgebers hervorhebt, lassen sich in den Urbaren wichtige Beobachtungen über die Entwicklung der Leibeigenschaft, der Form der Güterleihe und der Gliederung der herrschaftlichen Einkünfte machen. Gelegentlich sind auch genaue Geldpreise für die verschiedenen Naturalabgaben eingedruckt worden. Blättert man die Urbare Seite für Seite durch, so wird einem zunächst das Schloß mit dem Hofraum und dem Herrschaftswald anschaulich, auch mit dem Hausrat des Schloßherrn, dann die Patronatspfarrei Illerbeuren mit dem Widumhof, die von den Herren verliehenen sogenannten ländlichen Ehaften: Taferne (Wirtshaus), Schmiede, Badstube und Mühle, die vollen Bauernhöfe, die Gütlein (Sölden) und einfachen Häuser, schließlich der Hirtenstab. So entsteht unmittelbar aus der Lektüre der Quelle ein lebendiges Bild der ganzen ländlichen Welt. Als staatsrechtlichen Zubehör der Herrschaft findet man die hohe und die niedere Gerichtsbarkeit und den Zoll auf der Iller erwähnt. Das Urbar von 1603 enthält auch eine genaue Grenzbeschreibung der Herrschaft. Einen wertvollen Eindruck von den Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges in Schwaben bietet dann selbstverständlich ein genauer Vergleich der Urbare von 1632 und 1651; man entnimmt daraus, daß noch 1651 ein Drittel der Höfe und Anwesen keine wirtschaftsfähigen Bewohner hatte. Die Bildseiten bringen eine Textprobe aus dem Urbar von 1529 und eine Karte der Herrschaft aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.

Die Veröffentlichung der Kronburger Urbare dient so den verschiedensten Zweigen der Heimatforschung: der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, der historischen Atlasdarstellung und der Familiengeschichte. Der Kronburger Schloßherr, Franz Freiherr von Vequel-Westernach, hat nicht nur sein Privatarchiv geöffnet, sondern auch zusammen mit dem Heimatbund Allgäu den größten Teil der Druckkosten getragen. Das Urbar-Bändchen wird in Kürze ergänzt werden durch eine vom gleichen Autor besorgte Ausgabe der Urkunden des Schloßarchives Kronburg 1366—1829 (Schwäbische Forschungsgemeinschaft Augsburg, Reihe Urkunden und Regesten, Band 10). Mit großer Freude liest man in einer Anmerkung, daß der im bayerischen höheren Archivdienst stehende Autor sich über die beiden Quellenausgaben hinaus auch der eigenen darstellerischen Auswertung zuzuwenden gedenkt, indem er im Rahmen einer Monographie eine Geschichte der Herrschaft Kronburg vorbereitet. Ein solches Gegenstück zur Geschichte der Herrschaft Eisenburg von L. Mayr wird auch für die Geschichte der Reichsstadt Memmingen eine bedeutsame Bereicherung sein.

Wolfgang Zorn

Das Bild am Titel zeigt das ehem. Vöhlin-Schloß in Frickenhausen; Federzeichnung von Rudolf Großmann.

Herausgegeben im Oktober 1961

Schriftleitung: Walter Braun und Dr. Hilde Miedel, Memmingen, Marktplatz 1/III. Druck: Memminger Zeitung, Verlagsdruckerei GmbH.